12
3. MÄRZHEFT 1969

ZB
ZEIT IM BILD

Einer nicht alltäglichen Art der Freizeitbeschäftigung haben sich die Zwillingsschwestern Sigrid und Christa Köster verschrieben. Der Artistik. Genauer gesagt: dem Hängeperche. Die beiden Studentinnen gehören zu den über 120 jungen Künstlern des Arbeitervarietés der Volkseigenen Armaturenwerke „Karl Marx" Magdeburg. Frage an die beiden:

Wie bringen Sie Studium und artistisches Training unter einen Hut? Mehr über die „Geschwister Köster" und das Magdeburger Ensemble der heiteren Muse lesen Sie auf den Seiten 14/15.

0,30 M

Foto: Billeb

zb INFORMATION

LEIPZIG. Der traditionelle Messerundgang der Repräsentanten unseres Staates mit Walter Ulbricht an der Spitze bestätigte, was zb vor Messebeginn schrieb: Leipzig wird in zunehmendem Maße Schauplatz der wissenschaftlich-technischen Revolution und des internationalen Leistungsvergleichs. Bereits am ersten Messetag erlebten Millionen an den Bildschirmen die Demonstration der Datenfernübertragung zwischen Leipzig und Moskau. Walter Ulbricht nannte diese Spitzenleistung ein Symbol für die gemeinsame Wirtschafts- und Wissenschaftsorganisation zwischen der DDR und der Sowjetunion.

Fotos: Zentralbild

ROM. Überall, wo der amerikanische Präsident Nixon während seiner Europa-Reise hinkam, empfingen ihn Proteste gegen die Politik der USA. In Italien (Foto) waren über 15 000 Polizisten aufgeboten worden, um die 6000 Demonstranten, die den Amerikaner mit Antikriegslosungen begrüßten, in Schach zu halten. In Paris, wo die USA die Vietnamverhandlungen zu verschleppen suchen, waren die Protestaktionen der Bevölkerung gegen die amerikanische Aggression in Vietnam gerichtet. Auch in Westberlin, wo sich Nixon drei Stunden aufhielt, wurden Demonstranten verhaftet.

Martin Radmann kommentiert:

Auftakt zur Feier

Dieses, das zwanzigste Jahr der Deutschen Demokratischen Republik wird von vielen bemerkenswerten Ereignissen markiert. Noch bevor der Frühling nach dem Kalender ins Land zieht, richtet sich unsere Aufmerksamkeit auf eines der wichtigsten: den Kongreß der Nationalen Front in der Hauptstadt Berlin. Und den dafür gewählten Delegierten gelten alle unsere Wünsche für einen vollen Erfolg. Aus welchen Bezirken und Kreisen sie immer kommen, sie haben gewichtiges Gepäck. Die gründliche Vorbereitung durch die Wahlen zu den Ausschüssen, vom kleinsten Bereich an bis zu den Delegiertenkonferenzen der Bezirke, war bereits ein tiefgreifender Prozeß aktiver sozialistischer Demokratie zum Nutzen aller und jedes einzelnen, der sich nicht selbst der Nächste ist, sondern der Nächste des Nachbarn, der Hausgemeinschaft, des Wohnbezirkes, der sozialistischen Menschengemeinschaft überhaupt.

Der Frühling steht vor der Tür, wir freuen uns auf ihn. Mehr vielleicht als in anderen Jahren. Es war schließlich ein harter, langer Winter, mit vielen Schwierigkeiten. Haben wir, wo es not tat, gemeinsam zur Schaufel gegriffen, Wege, Straßen, Betriebe, Baustellen von der Schneeflut befreit, Versorgungsfahrzeuge, Verkehrsmittel flottgemacht? Das haben wir, und manch einem ist gar nicht gleich aufgegangen, daß er im Grunde nach dem Motto zupackte: Was der Gesellschaft nutzt, das nutzt auch mir. Aber gerade diese Selbstverständlichkeit, finde ich, hat sich nach den Beobachtungen dieses Winters unter den Bürgern des ersten sozialistischen Staates deutscher Nation längst durchgesetzt.

Was die Bewältigung der Alltagssorgen des vergehenden Winters mit dem großen Anliegen des Nationalkongresses zu tun hat? Mitarbeiten, mitplanen, mitregieren, kurz: Verantwortung tragen, dieses menschlichste aller Rechte, diese menschlichste aller Pflichten kennt keine Grenze „nach oben" oder „nach unten". Der Oma von nebenan, die bei Glatteis und Kälte nicht einkaufen kann, zu helfen, gilt da um nichts weniger als ein gewichtiger Vorschlag, ein vielbeachteter Diskussionsbeitrag im Ausschuß der Nationalen Front. Man verstehe dies nicht als Geringschätzung der Wahlfunktion. Ganz im Gegenteil. Immerhin füllt jeder vierte Bürger der DDR eine solche gewählte gesellschaftliche Funktion in unserem Staat aus, ob in Produktionskomitees, Elternbeiräten, Konfliktkommissionen, Hausgemeinschaften oder in den Ausschüssen der Nationalen Front. Aber nicht nur jeder vierte, wir alle üben – nach unserem obersten Verfassungsgrundsatz – die Macht aus, wir alle tragen die „Last" der Verantwortung, wie uns Axel Cäsar Springers Presse schon im Januar nach der Veröffentlichung der Thesen zum zwanzigsten Jahrestag der DDR scheinheilig bedauerte. Man hörte die Nachtigall deutlich trapsen: Wenn die Herren Kapitalisten die DDR-Bevölkerung von dieser „drückenden Last" schon nicht „befreien" können, möchten sie die Verantwortung doch wenigstens dem eigenen Volk „ersparen". Strauß läßt Mitbestimmungsforderungen in seinem „Bayernkurier" eine „verfassungswidrige Handlungsweise" nennen. Dort, wo nicht des Volkes Eigen ist, was des Volkes Hände schaffen, sind die „Herren im Hause" wild entschlossen, die ganze „Last" der Macht allein zu tragen. Verständlich, denn das neue politische Machtsystem auf deutschem Boden verstärkt – auch der Nationalkongreß wird dazu beitragen – die Erkenntnis, daß echter Fortschritt nicht möglich ist ohne Änderung der Machtverhältnisse zugunsten des werktätigen Volkes. Mitbestimmung ist eine Machtfrage.

Fotos: BTA

Katzenjammer um Südjemen

Südjemen ist der jüngste aller unabhängigen arabischen Staaten. Vor kurzem noch stellte die politische Karte Südarabiens ein chaotisches Mosaik von winzigen Scheichtümern, Sultanaten und Emiraten dar. Heute haben sich die ohnehin verschwommenen Grenzen der einzelnen Fürstentümer verwischt, und an ihrer Stelle ist ein neuer Staat entstanden: die Volksrepublik Südjemen. Die Probleme, denen sich die revolutionäre Regierung (Bild rechts) gegenübersieht, sind schwierig. Englische Kolonisatoren haben nach ihrer fast 130jährigen Herrschaft eine völlig ruinierte Wirtschaft hinterlassen. Aden als Hafen lag praktisch still. Der Verwaltungsapparat war aus den Fugen und die Staatskasse von den geflüchteten Scheichen und Sultanen geplündert. Die junge Republik aber gewann bald die Freundschaft und Hilfe der sozialistischen und fortschrittlichen arabischen Länder. Sie verwarf auch die Abkommen und Verträge, die ihre Souveränität schmälerten, und nahm Kurs darauf, den fremden Einfluß in Wirtschaft und Politik zu beseitigen.

Eine der ersten Maßnahmen war die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion. Für die vornehmlich in der Landwirtschaft beschäftigte Bevölkerung (fast eine Million) ist eine Agrarreform angelaufen, die den feudalen Grundbesitz restlos abschaffen soll. Für die ehemalige Kronkolonie hat die Führung um Präsident Kat han as-Saabi – da 80 Prozent der Einkünfte aus der Dienstleistungssphäre stammten – angeordnet, in erster Linie eine Reihe von Industriebetrieben (Erdölraffinerien, Textil- und Seifenfabriken unter anderen) zu bauen, die den Kern des staatlichen Sektors bilden sollen. Sämtliche Natur- und Bodenschätze sind zum staatlichen Eigentum erklärt worden.

Trotz der heimlichen und offenen Handlungen der Reaktion ist die neue Regierung nicht kniefällig geworden, und der Katzenjammer in London über den Verlust Adens ist groß. Denn der Zusammenbruch der britischen Positionen ist hier so vollständig wie selten erfolgt.

Parschaus Politik im Quadrat

„Werter Herr, was ist das, die Nationale Front?"

Für den Geburtstagstisch

HOHE EIGENLEISTUNGEN. An der Spitze im Wettbewerb „Schöner unsere Bezirksstadt Frankfurt (Oder) – mach mit!" liegen die Staatlichen Wohnungsverwaltungen 2, 6 und 1 mit Leistungen von 6100, 4500 und 2500 Mark. Sie erreichten diese Ergebnisse durch ihre intensive Arbeit in Zusammenwirken mit den Hausgemeinschaften und Bürgern. Damit wurden allein im Monat Januar von den Hausgemeinschaften der Stadt durch Eigenleistungen Werte in Höhe von 17 000 Mark geschaffen.

KANU-BOOTSHAUS. Durch die aktiven freiwilligen Einsätze der Rudersportler der BSG Motor Frankfurt wurde das ehemalige Kanu-Bootshaus in der Fischerstraße wieder instand gesetzt, ein zweistöckiges neues Gebäude, ein kleiner Bootssteg und anderes mehr geschaffen. Der Bau dieser Sportanlage, deren volkswirtschaftlicher Wert jetzt 25 000 Mark beträgt, wurde von den Mitgliedern der Sektion Rudern in über 800 Stunden, in denen ein Wert von mehr als 5000 Mark geschaffen wurde, unterstützt. Besonderen Anteil an dieser Leistung haben die Sportfreunde Lindenberg, Zimmermann, Strehlau, Wroblewski und Merker.

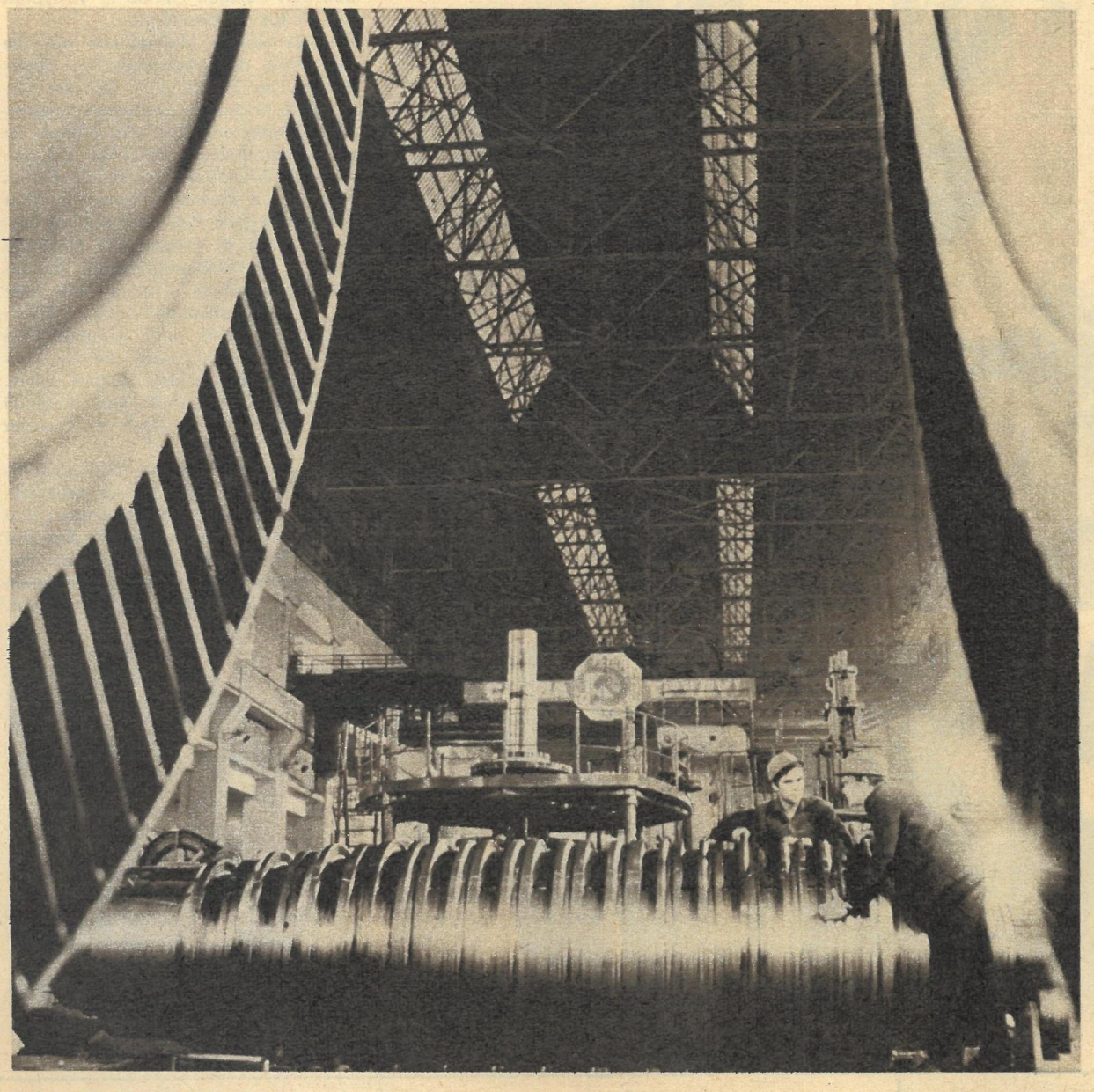
ZIEL: „SOZIALISTISCHE HAUSGEMEINSCHAFT". Werte in Höhe von 30 000 Mark haben die Bürger des Wohnbezirks 513 in Dresden-Neustadt bisher geschaffen. Insgesamt wollen sie auf den Geburtstagstisch der DDR 58 000 Mark legen. Diese schöpferische Initiative organisierte der Wohnbezirksausschuß der Nationalen Front. In den Hausgemeinschaften wurden Mieteraktivs gebildet, die den Bewohnern Hinweise für ihre Mithilfe bei Werterhaltungsarbeiten und der Verschönerung der Wohngrundstücke und des Wohngebiets geben. Außerdem werden sie in ihren Bemühungen von Volksvertretern unterstützt. Auch das geistig-kulturelle Leben wird in den Hausgemeinschaften entwickelt. Einige stellten sich das Ziel, bis zum 20. Jahrestag den Titel „Sozialistische Hausgemeinschaft" zu erkämpfen.

VERSCHÖNERUNG VON ALTREETZ. Die Einwohner von Altreetz im Kreis Bad Freienwalde werden im Wettbewerb der Städte und Gemeinden zum 20. Jahrestag der DDR das Gesicht ihres Ortes verschönen. Unter anderem wird die Umgebung der neuen Schule mit Grünanlagen versehen. Lehrer und Schüler haben sich dafür zu 3000 Stunden freiwilliger Arbeit verpflichtet. Jeweils zwanzig Stunden werden auch die Mitglieder des Rates der Gemeinde daran mitarbeiten. Die gesamte Gemeinde will 170 000 Mark Eigenleistungen erbringen.

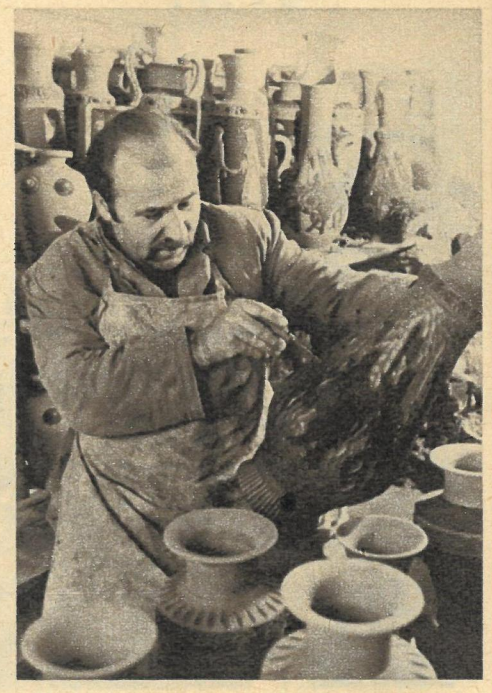
Zur Sache

Bildnachrichten aus den sozialistischen Ländern: Ein Kindersanatorium, ein Energieprojekt, ein Kunsttöpfer ... Nachrichten, die man liest und in ihren Einzelheiten wieder vergißt; die jedoch Steinchen für Steinchen ein Bild vermitteln: Das ist unsere Welt. Das sind auch unsere Erfolge, unsere Freuden und auch unsere Sorgen. – Alles für die Gemeinschaft, alles für den einzelnen; erklärtes und notwendiges Prinzip sozialistischer Zusammenarbeit. Und nach wie vor reduziert sich jede zu treffende Entscheidung für das Kräfteverhältnis in der Welt auf die Frage: Wer wen? Die Zeit arbeitet für uns: Seit 1951 weisen die Länder des RGW insgesamt wie auch in den einzelnen Zeitabschnitten ein höheres Wachstumstempo auf als die entwickelten kapitalistischen Staaten. Angaben über Bildungsmöglichkeiten, über das Gesundheitswesen, über Mitbestimmung der Arbeiter, um nur einiges zu nennen, fehlen in den Zahlenkolonnen der Wirtschaftsberichte. Aber sie stehen als mitentscheidende Faktoren zwischen den Zeilen. „Der Kommunismus beginnt dort", sagte Lenin, „wo einfache Arbeiter in selbstloser Weise, unter Überwindung harter Arbeit sich Sorgen machen um die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, um den Schutz eines jeden Puds Getreide, Kohle, Eisen und anderer Produkte, die nicht den Arbeitenden persönlich und nicht den ihnen ‚Nahestehenden' zugute kommen, sondern ‚Fernstehenden', d. h. der ganzen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit ..."

Fotos: BTA, CAF, MTI, PAI, TASS, ZB



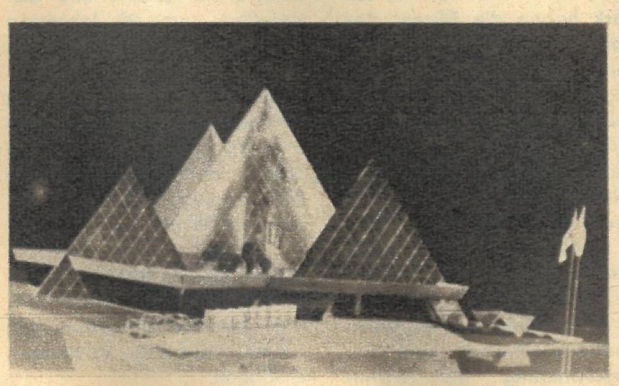
Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung. Diese programmatische Idee Lenins gibt dem Wettbewerb der Werktätigen des Energiewesens und den Produzenten der Energieausrüstungen in der Sowjetunion entscheidende Impulse. In reichlich einem Jahr, zum 100. Geburtstag Lenins, wird Bilanz gezogen; auch hier in Charkow, wo leistungsfähige Turbinen gebaut werden. Das erste von der Sowjetmacht vor 43 Jahren gebaute Kraftwerk leistete 64 Megawatt. Ein einziger Turbogenerator des künftig größten Wasserkraftwerkes der Welt in Schuschenskoje am Jenissei wird die Kapazität des Erstlings um das Zehnfache übertreffen.



Wassil Popow gehört in Bulgarien zu den Meistern der Töpferkunst. Er behauptet zwar, Ton, Töpferscheibe und Phantasie, mehr brauche er nicht für seine Arbeit, doch seine reichgeschmückten Amphoren, Vasen und Krüge verraten gründliche Kenntnisse der bulgarischen Geschichte. Und mit seinen Schülern schafft er auch moderne Formen und Dekors.

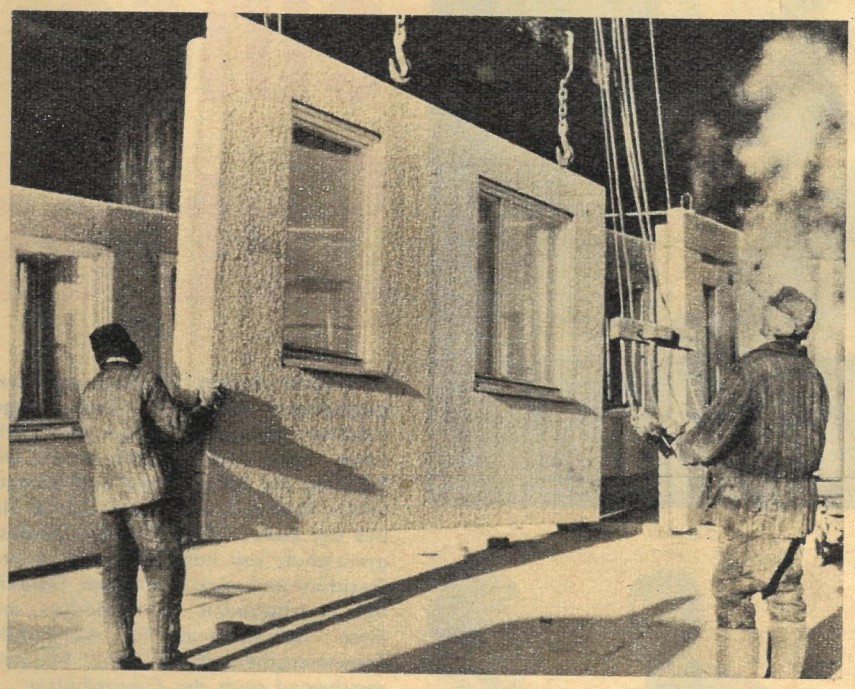
Schlittenfahrten gehören in Polen wieder zu den beliebtesten Wochenendvergnügen, und nicht nur in den Wintersportzentren. Einst waren die „Kuligs", so heißen die Schlittenfeste auf polnisch, hauptsächlich den Reichen vorbehalten. Heute organisieren die Reise- und Touristengesellschaften, die Jugendverbände und auch die Gewerkschaften diese erholsamen Ausflüge. Viele, so sagt man, haben bei dieser Art Naherholung die Lust zu einem Winterurlaub entdeckt.

Das ist das Modell des bulgarischen Pavillons für die Weltausstellung 1970 im japanischen Osaka. Blaues Glas, von Aluminium eingefaßt, soll die Schönheit der Bergwelt des Balkanlandes symbolisieren.



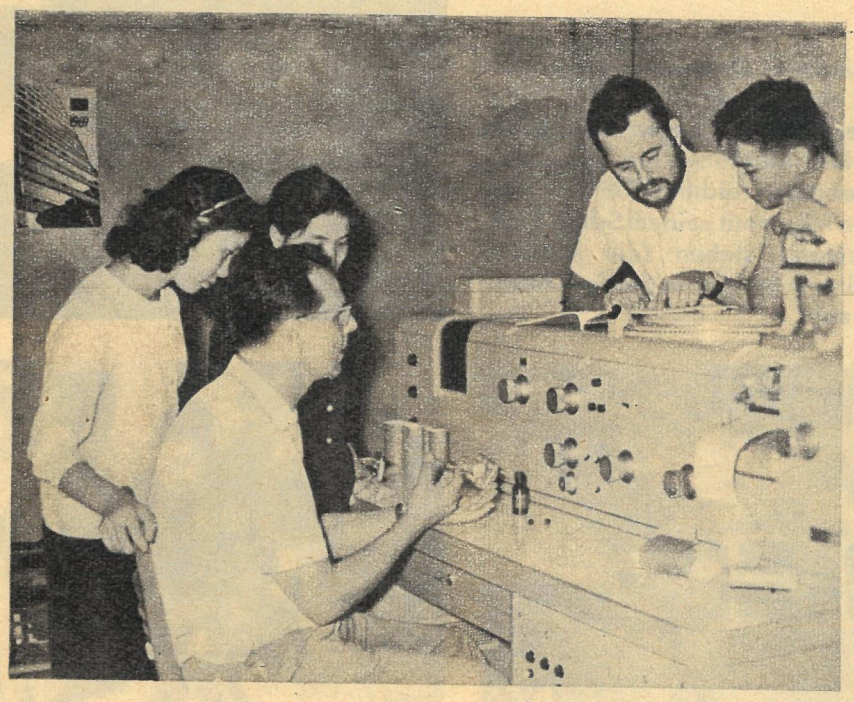
Wenn der ungarische Touristenmagnet, der Plattensee, vereist ist, wird das Schilf gemäht. Mit Riesenscheren geht man den bis zu drei Meter hohen Büschen zu Leibe. Die Bauindustrie Ungarns verwendet große Mengen Schilf als Isoliermaterial, und auch in der Papierindustrie wird es verarbeitet.

Kein Tag soll ohne Sonne sein. Hier, in den Sanatorien des Städtchens Solnyschko bei Leningrad faßt man das sehr wörtlich auf. In dem riesigen Komplex am Finnischen Meerbusen erholen sich ständig rund 2000 Kinder im Vorschulalter. Selbstverständlich ist jedes einzelne Erholungsheim mit allem ausgestattet, was der Vorschulerziehung nützt, und auch mit allem, was Kinderherzen höher schlagen läßt, damit Heimweh gar nicht erst aufkommen kann. Für den vorbeugenden Gesundheitsschutz, dem der größte Teil dieser Sanatorien dient, werden in der Sowjetunion bedeutende Mittel bereitgestellt.



Die Warschauer Maurerkolonnen haben noch heute ihren fast legendären Ruhm, obwohl auch in der Volksrepublik Polen der Städtebau keine Sache des Handwerks mehr ist. Fast 75 Prozent aller Wohnhäuser werden in Polen in industrieller Bauweise errichtet. Da müssen die Plattenwerker mithalten. Im Werk für Bauelemente in Solec Kujawski in der Wojewodschaft Bydgoszcz werden in jeder Stunde Stahlbetonelemente für eine ganze Hauswand auf der halbautomatischen Fertigungsstraße hergestellt.

Zeiss-Spezialisten in der Demokratischen Republik Vietnam. Ingenieur Peter Klemm (rechts) und Industriemeister Heinz Morgenroth stellten in Hanoi von der DDR gelieferte vollautomatische Spektralphotometer auf und unterwiesen ihre vietnamesischen Kollegen in der Bedienung und Wartung der Anlagen. Über zwanzig Expertendelegationen und Spezialistengruppen der DDR waren 1968 in der DRV, um auf den verschiedensten Gebieten Hilfe zu leisten.



zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

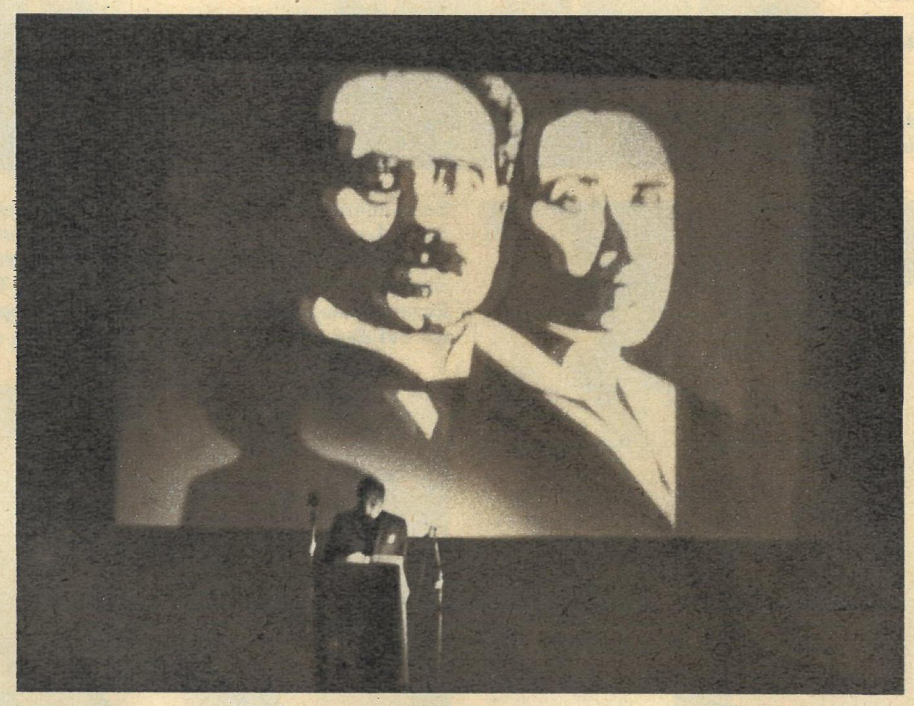
Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Reise in die Stadt der „gemütlichen Spiele“ (I)

Ein Bericht aus München von Günter Blutke und Karl-Heinz Friedrich (Fotos)

Der Klang eines Satzes

Sonnabendvormittag am Lenbachplatz. 600 Münchner kamen zur Feierstunde „50 Jahre KPD“ – die DKP-Ortsgruppe hatte eingeladen (Fotos oben und rechts).



Münchner Details – fotografiert an einem Nachmittag. Das Ponypferd gehört zum westdeutschen Zirkus Alberti – die Passanten spendeten reichlich. Bei dem jungen Mann mit seinem Schild blieb niemand stehen (die Ursache läßt sich in unserer Statistik nachlesen).

Das Land Bayern empfing uns ausgesprochen freundlich. Zwei junge Mädchen im unverbildeten Alter zwischen zwölf und dreizehn rissen mit Schwung die Abteiltür auf und schmetterten ihre obligate Frage: „Sind Sie aus der Zone?“ Der Herr vom Bundesgrenzschutz sah hoffnungslos in unsere Gesichter und winkte müde ab. Daraufhin verschwanden die Mädchen mit ihren Imbißbeuteln für hungernde Zonenmenschen. Nach zehn Minuten verschwand auch der Grenzschützer.

Vorher hatte er gut trainierte Fragen gestellt. Meinen blauen Paß aufgeschlagen in der Hand, fragte er beispielsweise: „Stimmt Ihre Adresse noch?“ Auf die Antwort dann: „Ach ja, hier steht es.“ Nächste Frage: „Wie war doch die Hausnummer?“ und so weiter und so fort. Nach den dreifach geprüften Personalien begann ein ähnlich geschicktes, noch ausführlicheres Spiel zum Thema Reiseziel. (Offenbar machten wir auf den mißtrauischen Verfassungs- und Republikschützer im großen ganzen einen harmlosen Eindruck. Er durchsuchte nicht einmal unsere Koffer nach Sprengbomben. Ein Journalistenkollege von der „Jungen Welt“ mußte einige Tage später an Bayerns Grenze sogar seinen Stoß

leeren Manuskriptpapiers Blatt für Blatt vorführen.)

Rechnung mit der Dummheit

Ausländer schlagen bei der Reise in ein fremdes Land noch einmal Redewendungen im Wörterbuch nach – ich wollte mich erneut einlesen in die bekannte Sprache dieses Staates. Unter dem halben Pfund Zeitungen war auch jenes Blättchen, dessen Herausgeber selbst im hauseigenen Wandkalender staatstreue Ideologie vermittelt. In den Stuben der Springer-Redakteure von „Die Welt" bis „Bild" ist daher folgender programmatischer Satz zu lesen: „Lieber durch Dummheit glücklich, als durch Schaden klug werden."

Wie zielbewußt „Bild" im Sinne seines Herausgebers auf die Leser zumarschiert, konnte ich dank der aufgewendeten fünfzehn Pfennig auf der Fahrt nach München studieren. Der übliche Anruf unterschwelliger Instinkte begann schon bei der verlockenden Frage neben dem Titelkopf: „In welchem Alter lieben wir am liebsten?" (Laut „Bild": Ab 30; „Ich bin so müde.") Die Thematik setzte sich mit „Rote Lampen in der Liebeskammer" fort. Dazwischen harte, reaktionäre Politik – raffiniert mit Appellen an nationale Gefühle angerichtet.

Auf der letzten Seite dann eine Überschrift, für die der Verfasser einen besonders dankbaren Augenaufschlag seines Axel Cäsar Springer geerntet haben dürfte: „Macht doch nicht alles so schwierig!" Der zu diesem Klageschrei gehörende Artikel beschäftigt sich mit Geldstrafen für Verkehrssünder; ein harmloses Thema also. Es plätschert sachlich dahin. Erst im letzten Satz findet „Bild" wieder mit voller Gewalt zu sich selbst. Mit Bezug auf die bisherigen Vorschriften meint der Verfasser: „Sie sind jetzt so schön einfach!"

Die hier kurzgefaßt wiedergegebene „Bild"-Schau hielt ich im Abteil mit meinem Kollegen Friedrich gemeinsam. Ungefähr so wie Touristen in der Antarktis, die sich gegenseitig auf die erwarteten und trotzdem noch komisch wirkenden Pinguine aufmerksam machen. Zwei von unseren Mitreisenden verzogen bei unseren Kommentaren keine Miene. Der dritte, in der äußersten Abteilecke, freute sich deutlich.

Leider ist „Bild" nicht einmal für Bürger unseres Landes nur lächerlich. Hinter solchen Wandsprüchen und Überschriften wie „Macht doch nicht alles so schwie-

Bitte blättern Sie um!

Münchner Zahlen

Seit 1957 Millionenstadt, 1968 laut statistischem Bericht rund 1 240 000 Einwohner.

Von 750 000 Beschäftigten arbeiten 180 000 in der Industrie. München ist eine Stadt der Studenten: An der Universität und den Hochschulen sind rund 35 000 Studenten eingeschrieben.

Durch das schnelle Wachstum der Stadt stiegen die Mietpreise schon vor dem Status des „Weißen Kreises" auf fünf bis sechs Westmark je Quadratmeter. Seit Januar 1969 gilt München als „Weißer Kreis"; gesetzliche Mietpreisgrenzen sind damit aufgehoben. (Als Illustration dazu: Das städtische Wohnungsamt registrierte Anfang 1968 genau 59 236 wohnungssuchende Familien.)

Der Preisindex stieg in München von 1958 (gleich 100) bis März 1968 auf 134,8. Besonders krasser Anstieg: Wohnungen: 176,3, Beförderungsmittel: Ortsverkehr 157,3 (eine Kurzstrecke auf der Straßenbahn kostet 0,80 DM).

Einen deutlichen Einblick in die materielle „Sicherheit" der werktätigen Bevölkerung geben die Spareinlagen. Von insgesamt knapp 600 000 Sparern hatten über 300 000 Ende 1967 ein Guthaben unter 300 DM (Durchschnitt knapp 100 DM). Drei Prozent aller Sparer (rund 17 000) dagegen besaßen auf ihrem Konto über 10 000 DM. Der Anteil dieser Gruppe an der Gesamtsumme 42,5 Prozent – die 300 000 kleinen Sparer kamen auf 2,1 Prozent der gesamten Einlage.

Dazu beinahe poetisch formuliertes Zitat aus „Münchner Statistik" 1/1968: „Für diejenigen, die im Zeichen der Rezession Kurzarbeit oder gar Arbeitslosigkeit hinnehmen mußten, sind die Spargroschen vielfach ganz zusammengeschmolzen. Mehr als in den letzten Jahren sahen sich in Geldnöte geratene Personen veranlaßt, Zuflucht zur ‚Bank des kleinen Mannes', dem Leihamt, zu nehmen."

Der Klang eines Satzes

Fortsetzung von Seite 7

rig!" steckt zielgerichtete Politik. Der des Denkens entwöhnte Bundesbürger im „Bild"-geschneiderten Maßanzug kriecht leichter auf die bereit gehaltene Leimrute! Wenn alles so schön einfach gemacht wird, weshalb dann noch forschen nach warum? und wohin? Oder Springers Wandspruch. Die Konsequenz aus dieser Lebenshaltung kennt jedes Schulkind aus den Geschichtsstunden der ersten Klassen. Denn schon einmal ist ein großer Teil des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert aus dem „Schaden" nicht klug geworden. Auch dank Hugenberg, dem Vorgänger Springers. „Bild" knetet jetzt im Auftrag der gleichen Hintermänner Millionen für den dritten Schaden zurecht. Glücklicherweise haben heute bei dieser Rechnung Deutsche kräftiger mitzureden – auch die 17 Millionen Bürger unseres Staates.

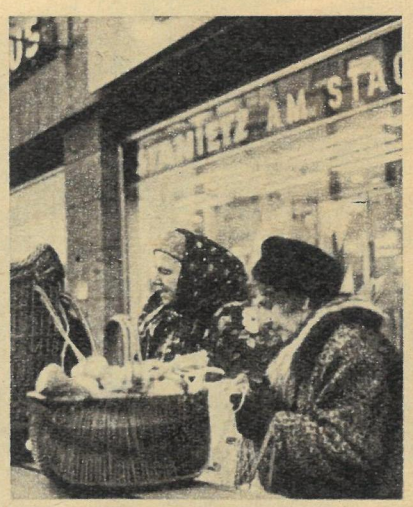
Benda in Badehose

In fast allen Zeitungen standen übrigens aus aktuellem Anlaß Beiträge, die haargenau zum Anlaß unserer Reise nach München paßten. München hat sich zu seinen vielen Beiworten von „Weltstadt des Bieres" bis „Stadt der Bewegung" noch ein besonders interessantes dazu erworben: „Stadt der gemütlichen Spiele". – Und mit diesen „gemütlichen Spielen" sind die Olympischen Spiele von 1972 gemeint.

Die erwähnten Artikel zu unserem journalistischen Thema bestätigten einmütig die Bonner Aufrüstung in Sachen Sport: Bis zu den Spielen zahlt allein der Bundeshaushalt jährlich 20 bis 30 Millionen D-Mark für Leistungssportler (zum Vergleich: 1950 gab der Staat 300 000 D-Mark). Bonns Innen-, Notstands- und neuerdings Sportminister Benda hatte das tags zuvor verkündet. „Bild"-Überschrift dazu: „Erster Olympia-Kämpfer für München: der Herr Minister". Auf dem einen der beigegebenen Fotos telefoniert Benda in Badehose neben der peinlich berührt blikkenden Ingrid Becker, Olympiasiegerin im Fünfkampf. Westdeutschlands Sportler kennen die Ursachen für diese plötzlich entdeckte Liebe. Willy Daume, Präsident des westdeutschen Sportbundes, 1964 in Tokio mit Blick auf die DDR-Erfolge: „Wir sind noch einmal davongekommen." Und das ließ sich mit bestem Willen 1968 nach Mexiko nicht mehr behaupten.

Bonn bereitet sich jetzt sorgsam auf die „gemütlichen Spiele" vor.

In (West-)„Deutschlands" heimlicher Hauptstadt (so wird München genannt – wahrscheinlich wegen des hier auch politisch ansässigen Franz Josef Strauß) kamen wir nach unserer bildenden Bahnfahrt erst am frühen Abend an. Fünf Minuten vom Bahnhof entfernt fanden wir ein überraschend billiges Doppelzimmer – einfaches Familienhotel, Zimmer ohne Bad und daher je Bett und Nacht „nur" 19,50 Mark. Wahrscheinlich hatte an dem „geringen" Preis (wir mußten uns noch an manche ähnliche gewöhnen) auch eine Eigenart der Straße ihren Anteil. Beim ersten Klopfmädchen dachten wir braven DDR-Bürger, das arme Ding hat den Schlüssel verloren und kann nun durch ihre Glastür nicht hinaus. Der einladend gekrümmte Finger korrigierte schnell den Irrtum: Sie wollte nicht heraus, wir sollten hinein!



Geld sparen. Wie die Statistik beweist, vor allem für Durchschnittsfamilien mit Kindern, leichter gesagt als getan. Der Winterschlußverkauf schafft beispielsweise keinen genügenden Ausgleich für die monatlich fällige Miete. (Rechts und links: Ambulante Händler in Sachen „Kunst und Volkskunst".)

Jahrestag in München

Die uniformierten Herren mit dem Emblem der bayrischen Staatspolizei auf dem Ärmel standen schon um 9 Uhr betont unauffällig neben dem Lenbach-Kino. Nach dem (bei uns) bewährten Spruch „Die Polizei dein Freund und Helfer" erkundigte ich mich bei ihnen. Höfliche Antwort: „Die Veranstaltung beginnt erst um halb elf – bis jetzt ist noch keiner da." Also wendeten wir unsere Blicke wieder vom einladenden Transparent über dem Kinoeingang ab. Der Himmel drückte noch eine Weile ohne uns ein Auge zu.

Anderthalb Stunden später standen die beiden Polizisten immer noch genauso diskret fünf Schritte vom Kinoeingang entfernt. Es war schwer zu entscheiden, ob sie aufpassen wollten, daß nichts passiere, oder ob sie aufpassen sollten, was passiert. Münchens Polizei ist zwar genau so schlagstark wie die Polizei in anderen westdeutschen Städten, aber dafür als einzige psychologisch geschult.

Öffentliche Feier der DKP-Ortsgruppe München zum 50. Jahrestag der KPD. Dort, wo abends im verdunkelten Kino der Himmel sein Auge zudrückt, leuchtete jetzt ein Bild von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Wie sehr die beiden noch heute von den deutschen Reaktionären gehaßt und verleumdet werden, erfuhr ich schon vor der Versammlung an einem winzigen Beispiel. Mein Gesprächspartner Werner M. holte im Kinofoyer sein Notizbuch aus der Tasche und zitierte wörtlich den „Bayern-Kurier", Organ des Franz Josef Strauß: „Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg mußten fallen, damit das Volk leben konnte." Das ist die unverschlüsselte Sprache der Mörder von damals; der Geist des Neofaschismus macht sich offen breit in diesem München von 1969.

Auch die 800 Männer und Frauen im Lenbach-Kino machen sich keine Illusionen über den Charakter ihrer Umwelt. Als einer meiner Gesprächspartner sei dazu Werner M. als Zeuge genannt: „Unser Spielraum als Kommunisten ist in diesem Staat sehr klein. Wir alle stehen auf den schwarzen Listen des Unternehmerverbandes und der Staatsanwaltschaft. Und solange das Verbotsurteil gegen die KPD nicht aufgehoben ist, muß auch die Partei jeden Tag mit dem Verbot rechnen." Für unsere Genossen ist die Stadt der „gemütlichen Spiele" nicht gemütlich.

Über die Feier im Lenbach-Kino, die wir an unserem ersten Münchener Vormittag besuchten, ließe sich viel schreiben. Ich möchte hier nur zwei Sätze des Redners aus Augsburg zitieren. Den ersten, weil er mir präzise auf manche politische Strömungen in Westdeutschland zu passen scheint: „Blutige Erfahrung aus fünfzig Jahren deutscher Geschichte", sagte der Genosse am provisorischen Rednerpult; „es gibt keinen Weg zwischen den Klassen."

Den zweiten Satz aus seiner Rede habe ich an jenem Sonntagvormittag im Notizbuch dick unterstrichen. Und das vor allem als DDR-Bürger, der nur zufällig auch Journalist ist. „Die Zukunft gehört dem Sozialismus – er herrscht schon heute in einem Drittel der Welt, darunter auch in einem deutschen Staat."

Der lange Beifall nach diesem Satz hätte aus dem Lenbach-Kino im schwarz-braunen München bis nach Rostock und Dresden klingen müssen. Unsere westdeutschen Klassengenossen kämpfen den gleichen Kampf gegen die gleichen Gegner wie die deutschen Kommunisten vor 1933. Und sie rechnen mit dem Gewicht unseres sozialistischen deutschen Staates.

Nach der Veranstaltung standen die beiden Polizisten übrigens noch genau so brav auf ihrem Fleck wie Stunden vorher. Sie hatten in ihrer „gemütlichen" Stadt einen gemütlichen Vormittag.

Fotos: Friedrich (7), Blutke

In der nächsten Folge lesen Sie unter anderem einiges über Väterchen Timofej und die Olympischen Spiele 1972.

LESERPOST | MEINUNGEN FRAGEN ANTWORTEN

„Generalprobe" im Donbass

Während unsere Leserbriefseite „Nachtrag zur Generalprobe" bereits für den Druck vorbereitet wurde, erhielten wir eine weitere Zuschrift zu diesem Thema. Sie ist so interessant, daß wir uns zu einem zweiten Nachtrag entschlossen:

Ende der zwanziger Jahre arbeitete ich aktiv in einer Agitbrigade „Kolonne Ruhr", in Essen-Kray. Alle Mitglieder der Brigade waren stets mit Leib und Seele bei der Sache. Wir traten in den verschiedensten Veranstaltungen, Demonstrationen und bei anderen Gelegenheiten auf. Unsere Brigade erfreute sich bei den Kumpeln großer Beliebtheit, weil wir immer bemüht waren, schnellstens auf aktuelle Ereignisse zu reagieren. Das zwang uns, oft die erforderlichen Texte selbst zu schreiben.

In dieser Zeit lernte ich den Genossen Hans Marchwitza kennen. Seine Ratschläge waren für die Arbeit unserer Truppe von großem Wert. Damals konnte ich auch die Bekanntschaft des Genossen Erich Weinert machen. Wir lauerten ihm förmlich hinter der Bühne nach seinen Vorträgen auf, um seine Meinung zu hören. Auch er war jedesmal mit Freude dabei, uns zu helfen, seinen reichen Erfahrungsschatz zu übermitteln. Zum dritten Mal traf ich 1933 in der UdSSR, in Charkow, mit Erich Weinert zusammen. Im überfüllten Saal eines Klubs an der Nabereshnaja trug er seine Gedichte vor und begeisterte, wie immer und überall, seine Zuhörer.

Drei Jahre vorher (1930) war ich in die Sowjetunion emigriert und arbeitete die ersten eineinhalb Jahre auf der Schachtanlage Nr. 18, genannt „Amerikanka", Eisenbahnstation Sofinobrodska, mitten in der Steppe des Donbass. Dort war eine große Gruppe deutscher Bergarbeiter beschäftigt.

Manchem der Kumpel, und mehr den mitgekommenen Familienangehörigen, machte die Eintönigkeit der Steppe zu schaffen. Es gab wohl einen Klub, aber die Unkenntnis der russischen Sprache war oft ein Hindernis, Kinovorstellungen zu besuchen.

Diese Tatsachen und besonders die Notwendigkeit auch des aktiven gesellschaftlichen Einschaltens in die Aufgaben zur Erfüllung des 1. Fünfjahrplans bewogen mich, schon in den ersten Wochen nach Ankunft der Kumpel dort eine Agitbrigade zu organisieren. Das war bald getan, da sich etliche Jugendliche sofort bereit erklärten, mitzumachen.

Unsere Aufmerksamkeit galt in erster Linie der Produktion. Kritik, Selbstkritik, Humor und Satire waren die Grundlage der Aufführungen. Bald erfreute sich die Brigade auch bei den sowjetischen Bergarbeitern guter Popularität. Sie kamen gern zu unseren Veranstaltungen.

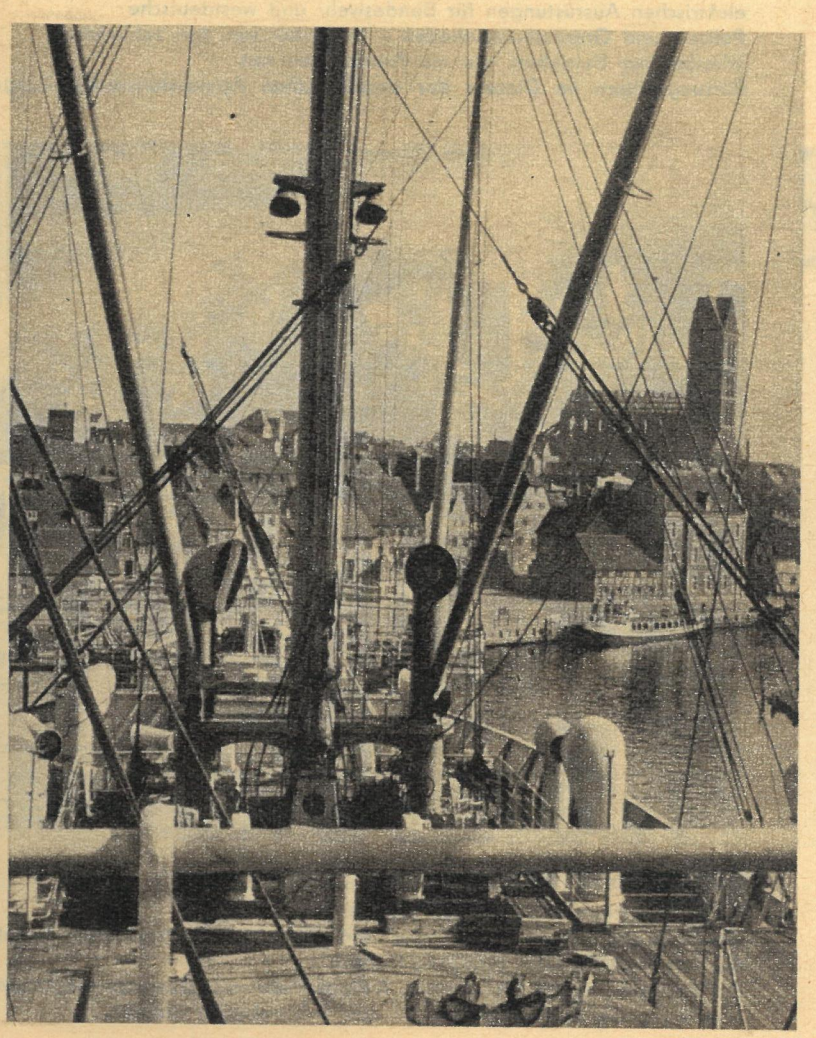
Im Donbass arbeiteten Angehörige verschiedener Nationalitäten der Sowjetunion, und es gab eine Reihe Agitbrigaden unterschiedlicher Sprache. Als die sowjetischen Genossen einen „Internationalen Agitbrigaden-Abend" organisierten, der im Klub unseres Ortes stattfand, war auch unsere Brigade herzlichst eingeladen.

Schon unser Auftrittslied „Brigade Thälmann sind wir ..." wurde mit starkem Beifall bedacht. Beifallsstürme entfachte das Lied „Roter Wedding", das wir in russischer Sprache vortrugen.

Im Jahre 1933 wurde die Broschüre „Achtung, hier sprechen deutsche Kumpels über die UdSSR!" von der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR, Moskau, herausgegeben. Als Autoren hatten daran Genosse Biefang – er fiel in Spanien – sowie die Genossen Sommer, Gebhardt und ich mitgearbeitet.

Karl Mergenthal, Cottbus, Parteiveteran (65 Jahre)

Die Thälmann-Pioniere der Freundschaft „Geschwister Scholl" von der 2. Oberschule Görlitz führten mit Genossen der Transportpolizei, Revier Görlitz, im Rahmen der Bewegung „Signal DDR 20" das Manöver Schneeflocke II durch. Das Foto zeigt „Stabsfunker" Uwe Menzel, der an die Züge neue Aufträge erteilt.
Fotos: Zentralbild, Günzel



Eine Kette von Berlin nach Marseille

Das Jahr 1968 war für unseren zweitgrößten Hafen, Wismar (Foto links), trotz umfangreicher Rekonstruktionsarbeiten sehr erfolgreich. 1865 Schiffe machten in dieser Zeit an den Kaianlagen des Hafens zum Löschen oder Laden von Import- und Exportfrachten fest. 2 214 600 Tonnen Stückgut, Getreide, Kalisalz, Öl, Roheisen, Walzwerkerzeugnisse und Holz wurden 1968 im Hafen Wismar gelöscht oder verladen. Die Beförderung dieser Gütermengen benötigte eine Waggonkette, die von Berlin bis nach Marseille reichen würde. Mehr als 15 000 Seeleute lernten bei ihrem Aufenthalt den Hafen und die Stadt Wismar kennen. Die Kalischoner „Loa" aus Dänemark und „Anette" aus Schweden waren mit 165 bzw. 195 Tonnen Ladung die kleinsten und der griechische Tanker „Myrinella" mit 13 580 tdw, der sowjetische Frachter „Tiksi" mit 12 050 tdw sowie das griechische Motorschiff „Aristokladis" mit 13 150 tdw die größten Schiffe, die den Seehafen während der letzten 12 Monate anliefen.

Besondere Bedeutung besitzt der Hafen Wismar als Basis für die Liniendienste DDR–VAR, DDR–Nord/Südlevante. Im vergangenen Jahr wurden auf dieser Relation 139 Schiffe fahrplanmäßig abgefertigt.

Auch das Jahr 1969 bringt für den Hafen ein umfangreiches Umschlagprogramm. Die Arbeiter, Ingenieure, Technologen und Ökonomen in den einzelnen Betriebsteilen haben sich das Ziel gesetzt, diese große Aufgabe auch unter den Bedingungen der fortschreitenden Hafenrekonstruktion planmäßig zu bewältigen.

Heinz Hübner, Wismar

Solidaritätsspende

Schon oft haben Gäste aus Vietnam den VEB Rafena-Werk Radeberg besucht. Die Verbundenheit mit dem tapfer kämpfenden vietnamesischen Volke kam erst kürzlich wieder trefflich zum Ausdruck. Nach der letzten Sammlung, die von den Betriebsangehörigen durchgeführt wurde, konnten 5157,90 M dem Solidaritätskonto überwiesen werden.

Hanns Franke, Radeberg

Glückwunsch nachträglich

Bei der Auswertung der eingegangenen Meldungen im Schwimmwettbewerb der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen der DDR wurde durch einen Rechenfehler die POS „Fritz Schmenkel", Lukkenwalde, mit der Punktzahl 10,83 auf den 11. Platz gesetzt. Nach erfolgter Überprüfung ist es erforderlich, die POS „Fritz Schmenkel", Luckenwalde, mit einer Punktzahl von 11,46 auf den 7. Platz einzureihen. Alle nachfolgenden plazierten Schulen bis zum 10. Platz rücken aus diesem Grund um eine Position zurück.

Wir sprechen der POS „Fritz Schmenkel" zu dem nachträglich erhaltenen 7. Platz unsere Glückwünsche aus. Alle von der Veränderung betroffenen Schulen bitten wir, uns das Versehen zu entschuldigen. Wir versichern, daß die künftigen Auswertungen des Schwimmwettbewerbes durch eine noch bessere Kontrolle wieder exakt zur Veröffentlichung kommen werden.

DSSV Generalsekretariat Berlin

Kürzer geht's nicht

Nachdem wir unlängst den Ort mit dem längsten Namen nannten, wollen wir diesmal eine Auswahl der kürzesten Ortsbezeichnungen veröffentlichen: As (ČSSR), Au (Österreich), Bo (Sierra Leone), Ed (Schweden), Eu (Frankreich), Ho, Wa (Ghana), Mo (Norwegen), Pu (Indien), Ub (Jugoslawien).

Schaut auf diese Stadt...

Plattform Bonner Anmaßung

Bonns Kanzler und Altnazi Kiesinger
(auf unserem Bild zusammen mit Frontstadtchef Schütz) bei einem seiner widerrechtlichen Auftritte in Westberlin.
Planmäßiger Höhepunkt solcher friedensgefährdenden Provokationen: die „Bundesversammlung" am 5. März.

Waffenschmiede der Bundeswehr

Der Westberliner Telefunken-Konzern, Lieferant von Funkgeräten und elektrischen Ausrüstungen für Bundeswehr und westdeutsche Polizei- und Grenzschutzeinheiten – nur einer von den zahlreichen Westberliner Betrieben, die als Produzenten von Rüstungsgütern im Dienste der westdeutschen Aggressionsvorbereitungen stehen.

Aufmarschfeld der Neonazis

Bereits im August vergangenen Jahres durften Westberlins NP-Neonazis unter dem verständnisvollen Schutz der Polizei einen Aufmarsch auf dem Kurfürstendamm veranstalten (unser Bild). Das Westberliner Landgericht hat der Partei inzwischen weiteres Gedeihen ausdrücklich garantiert.

Exerzierplatz für Notstandsterror

Auf Demonstranten gegen den Vietnam-Krieg, Notstandsgegner und studentische Oppositionelle läßt Westberlins Senat die von Nazioffizieren gedrillten Horden der Frontstadtpolizei los: dumpfe Knüppelhiebe als akustische Begleitung zum Klang der Freiheitsglocke auf dem Schöneberger Rathaus...

„Schaut auf diese Stadt!" – so schrie man vor zwanzig Jahren westlich des Brandenburger Tores hysterisch in die Welt hinaus. Hohles Frontstadtpathos, gepaart mit Kriegshetze: „(West-)Berlin ist die Türklinke, mit der das Tor nach dem Osten aufgestoßen werden kann . . . Die billigste Atombombe . . . Ausfallbastion . . . Pfahl im Fleische der DDR." Wir haben solche programmatische Bekenntnisse Westberliner Politiker und Presseorgane nur allzu deutlich in den Ohren behalten, denn über zwanzig Jahre lang ist man im Schöneberger Rathaus, von Bonn und Washington aus ermuntert, diesem wahnwitzigen Programm treu geblieben. Um dennoch im Interesse des Friedens und der Entspannung normale Beziehungen zwischen der selbständigen politischen Einheit Westberlin und der DDR herzustellen, hat es während dieser Zeit von unserer Seite an Anstrengungen und auch an Vorleistungen wahrlich nicht gefehlt. Man denke nur an die Passierscheinabkommen und in diesem Zusammenhang auch an den jüngsten Vorschlag unserer Regierung. In Bonn und Schöneberg aber wollte man es anders: Westberlin, das auf dem Territorium der DDR liegt und staatsrechtlich nicht zur Bundesrepublik gehört, rangiert in den Hegemonieplänen des westdeutschen Imperialismus als der Hauptstützpunkt seiner Expansionspolitik.

Mit allen Mitteln sind besonders in den letzten beiden Jahren die Bestrebungen verstärkt worden, Westberlin unter Bruch internationaler Abkommen dem Bonner Staat anzugliedern. Über 80 zentrale westdeutsche Dienststellen mit 20000 Regierungsangestellten hat man inzwischen hier widerrechtlich etabliert. Westberliner Bürger erhalten Gestellungsbefehle der Bundeswehr. Westberliner Betriebe sind als Produzenten von Rüstungsgütern für die Bundeswehr und andere militärische Organe des Bonner Staates an den Aggressionsvorbereitungen gegen die Länder des Sozialismus und besonders gegen die DDR unmittelbar beteiligt. Höhepunkt in der endlosen Kette der Rechtsbrüche und Provokationen: die Abhaltung einer Bundesversammlung mit der Wahl des neuen westdeutschen Präsidenten auf dem Gebiete Westberlins und unter aktiver Mitwirkung der in der NP organisierten Neonazis. Schaut auf diese Stadt!

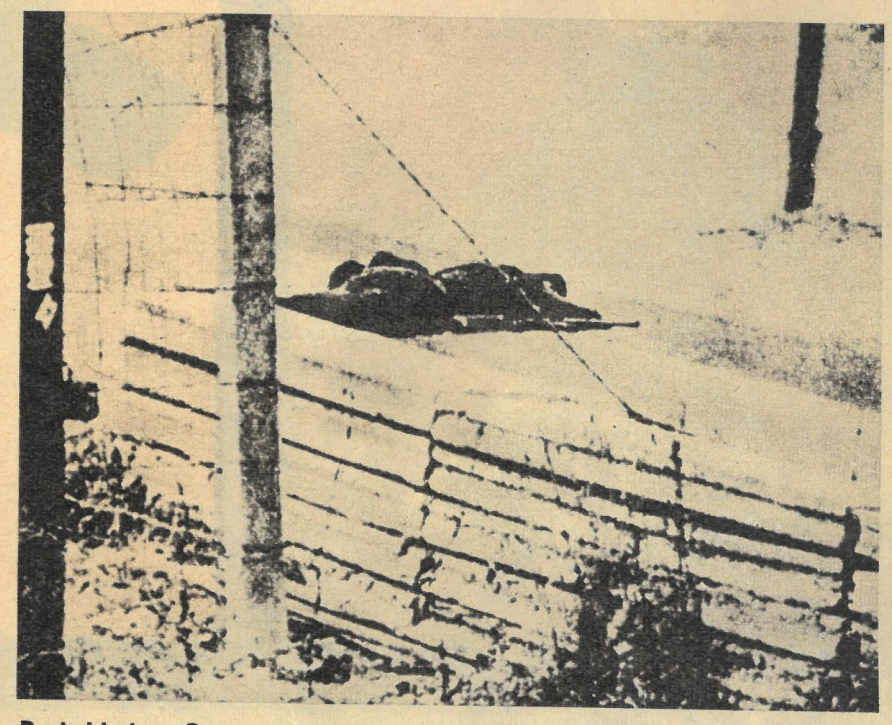
Der erneute massive Anschlag auf den besonderen Status von Westberlin richtet sich nicht nur gegen die staatliche Integrität der Deutschen Demokratischen Republik und die Interessen ihrer Verbündeten. Frieden und Sicherheit in Europa stehen hier auf dem Spiel. An ernsten Warnungen hat es gewiß nicht gefehlt. Wie stets bisher in der Geschichte, verkennt der deutsche Imperialismus die Grenzen seiner Macht, die ihm das internationale Kräfteverhältnis setzt.

Schaut auf diese Stadt!

Fotos: Zentralbild (6), Archiv (3)

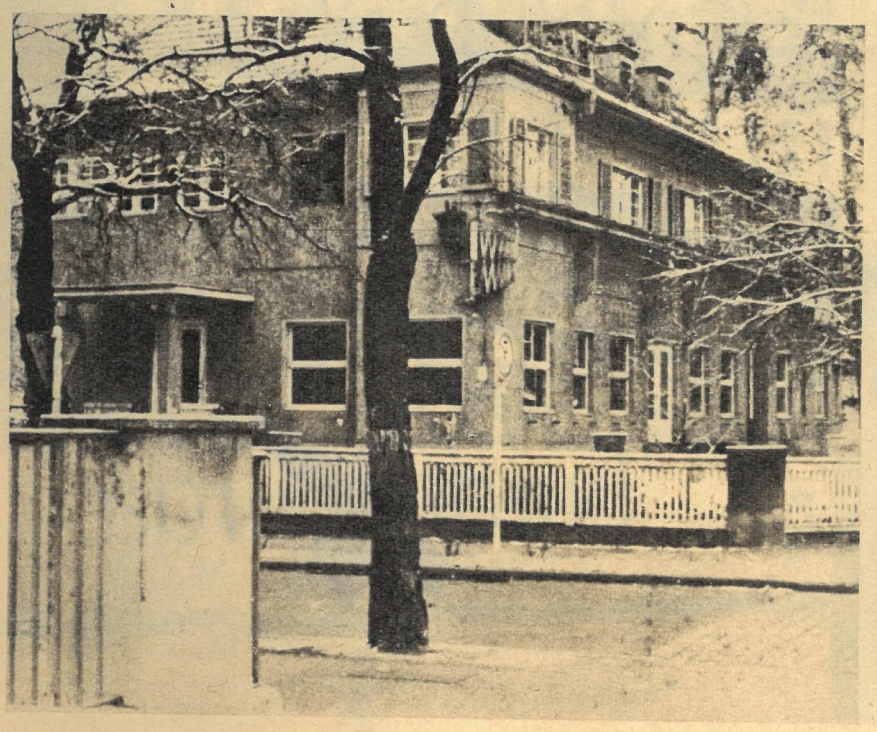
Hochburg der Revanchisten

Über 100 Organisationen,
die die Veränderung der europäischen Grenzen fordern,
treiben mit amtlicher Förderung in Westberlin ihr Unwesen.
Jedes Jahr finden unter anderem große revanchistische Hetzkundgebungen
in der Waldbühne statt (unser Bild).



Basis blutiger Grenzprovokationen

Mitte 1962 von dem Westberliner Rudolf Müller ermordet:
der DDR-Grenzsoldat Reinhold Huhn.
Der Agent schoß Huhn nieder, nachdem er in einem Tunnel unter der Grenze
gestellt worden war. Ähnlich wie Reinhold Huhn fielen mehrere
seiner Kameraden unter den Kugeln Westberliner Provokateure.



Dorado der Spione

Zahl und Namen der westlichen Geheimdienste und Untergrundorganisationen,
die in Westberlin ihre Stützpunkte haben und von hier aus
die Spionage und Aggressionsvorbereitung gegen die DDR
und die anderen sozialistischen Staaten forcieren,
sind Legion. Unser Bild: CIC-Objekt in der Clay-Allee.

Freistatt für Mörder mit und ohne Uniform

Westberlins braune Justiz verfährt nach dem alten Motto „Jedem das Seine":
Freisprüche für den Mörder des Studenten Benno Ohnesorg,
Polizeiobermeister Kurras (im Bild rechts),
oder für den faschistischen Fallbeilspezialisten Rehse –
Gesinnungsurteile gegen Notstandsgegner und Antifaschisten.

1968 GRENOBLE

1965 COLORADO SPRINGS

1966 DAVOS

GABIS SCHÖNSTE KLEIDER

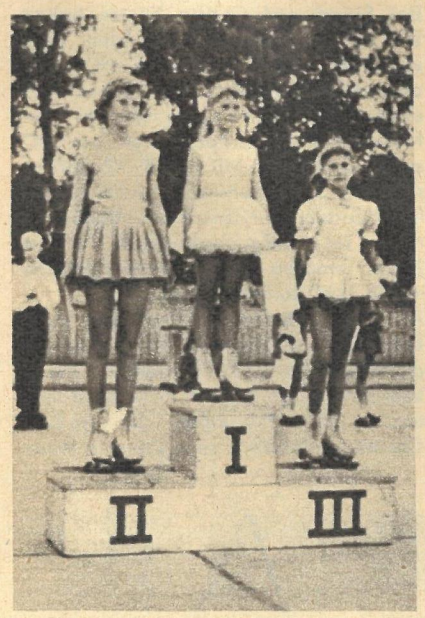
Wenn Gabi jedes dieser Laufkostüme noch einmal auf dem Eis vorführte, wäre das eine garantiert einmalige Modenschau mit besonderer sportlicher Note. Doch wer könnte von ihr eine solche Sonderschau verlangen, noch dazu zu einer Zeit, da sie sich auf dem Karl-Marx-Städter Eis den letzten Schliff für die größten Entscheidungen des Winters holte. Im Trainingsanzug übrigens, denn ein Eislaufaberglaube besagt, daß neue Kostüme, vor der Meisterschaft getragen, kein Glück bringen. So kamen Gabis schönste Kleider auf die Stange. Wir aber durften mit ihr gemeinsam ein wenig kramen – in längst abgelegten Laufkleidchen und den daran haftenden Erinnerungen. Sie führten uns bis in die Rollschuhzeit zurück, obwohl die Kostüme von damals längst zerschlissen und zerrissen sind. Aber lassen wir Gabi selbst erzählen, wie es zum ersten Mal „international" wurde.

„Mit zwölf Jahren fuhr ich zu meinem ersten Europameisterschaftsstart, Monate vorher hatte ich gemeinsam mit Mutti mein erstes ‚schönstes Kleid' entworfen. Mit besonderem Stolz, aber auch ein bißchen aufgeregt zog ich das rosafarbene Kostüm am Abend der Kür an. Vielleicht war das Lampenfieber daran schuld, das sich in einem tiefen Atemzug Luft machte, jedenfalls gab es plötzlich in meinem Rücken einen kräftigen Ratsch, und der Reißverschluß war hin. Da stand ich nun ohne Nadel und Faden, obwohl die mir auch nichts mehr genutzt hätten, denn Minuten später begann meine Kür. Ich lief sie dann im Pflichtkleid, und ich glaube, auf dem Eis hat niemand etwas von dem kleinen Malheur bemerkt, nicht einmal mehr ich selbst."

Damals in Westberlin wurde Gabi Dreiundzwanzigste. Schon auf der untersten Sprosse der Erfolgsleiter bewies sie jene Tugend, die ihr auch heute noch vor allen anderen Eiskunstläuferinnen nachgerühmt wird – absolute Nervenstärke.

Vier Jahre später, bei den Weltmeisterschaften in Colorado Springs bedeutete der Name der jungen Karl-Marx-Städterin schon etwas in den Eisarenen. „Der fünfte Platz bei der Europameisterschaft in Moskau gab mir Selbstvertrauen vor dem Start in Amerika. Natürlich hoffte ich auf ein ähnlich gutes Abschneiden. Der erneute fünfte Rang, mit dem ich drei in Moskau vor mir rangierende Läuferinnen überholen konnte, war ein feiner Erfolg für mich. Das dunkelbraune Kostüm ist deshalb auch eines der schönsten in meiner Sammlung, zumal ich darin nach Meinung der Experten die beste Kür von allen WM-Teilnehmerinnen gelaufen bin."

Ganz in Schwarz lief Gabi 1966 in Davos. Wer jedoch Rückschlüsse von der Farbe ihres Kleides auf die Leistung seiner Trägerin ziehen wollte, war dem Aberglauben gewaltig auf den Leim gegangen.



Pioniermeisterin 1957.

„Mit dem schwarzen Kostüm stand ich zum ersten Mal auf dem Podest, das in all den harten Trainingsstunden mein Ziel war – als Vizeweltmeisterin. Eigentlich hätte an jenem Abend mein Laufkleid in allen Regenbogenfarben strahlen müssen, so glücklich und froh war ich."

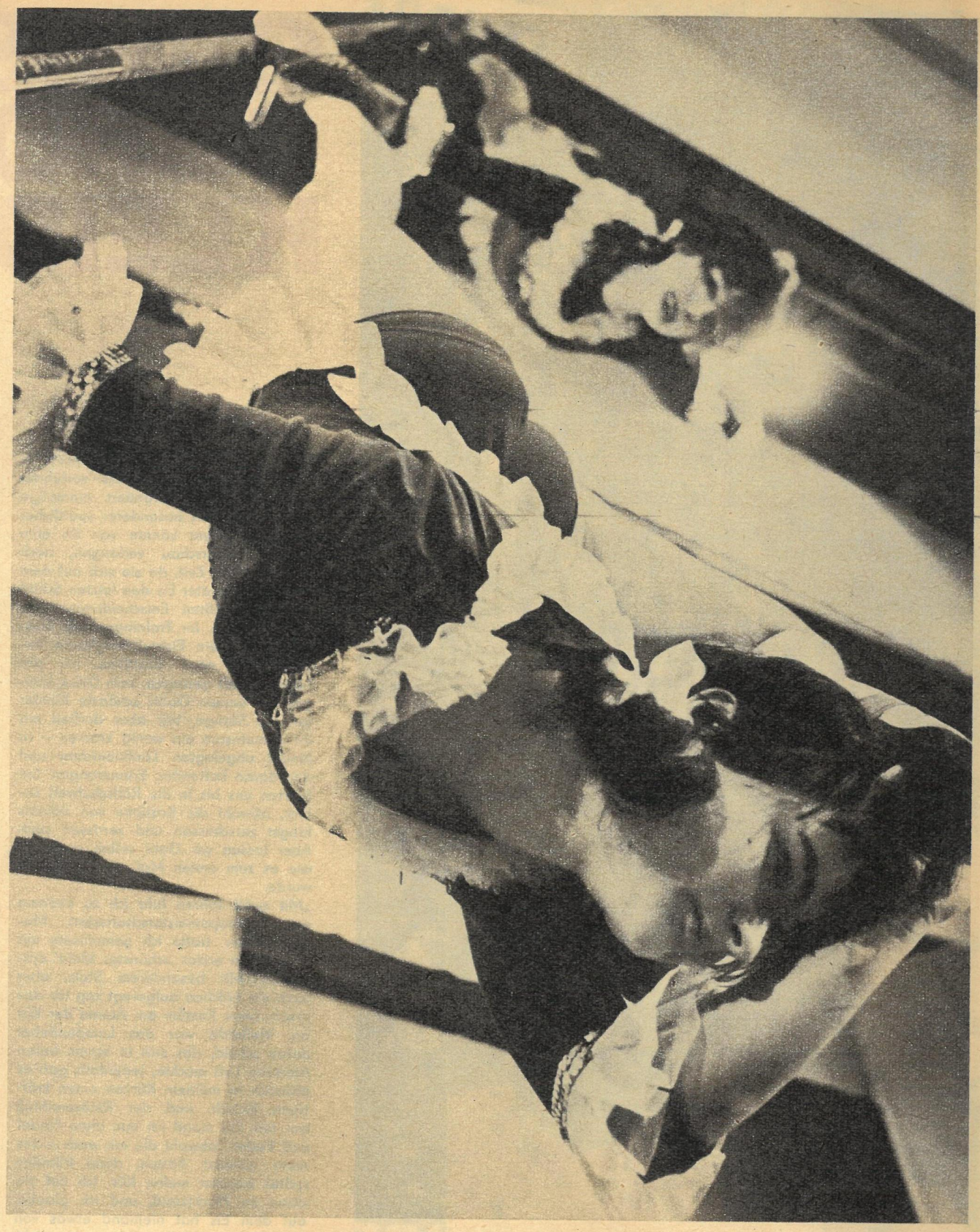
Blau sei die Farbe der Treue, heißt es im Volksmund. Und der Erfolg blieb Gabi im Olympiajahr so treu wie nur dem Tüchtigsten.

„Dreimal Silber 1968; am meisten freute mich natürlich die Silbermedaille von Grenoble. Im vergangenen Jahr war selbstverständlich auch nach den Wettkämpfen blau meine Lieblingsfarbe." Über das neueste Modell aus Gabis Kollektion viele Worte zu verlieren, erübrigt sich wohl. Einer Welt- und Europameisterin steht jede Farbe. Doch dieses hellgrüne, mit bunten Blumen und goldenen Medaillen verzierte Eislaufkostüm ist sicher ihr allerschönstes Kleid.

Fotos: V. Billeb, Zentralbild (1), Privat (1) / Text: H. Patermann

Zwölf Jahre später – Weltmeisterin.

Sinnvolle Freizeitgestaltung im Arbeitervarieté des Karl-Marx-Werkes Magdeburg



Keine Angst, Sie müssen nicht raten, welche der beiden Schwestern Sigrid und welche Christa ist. Diese Aufgabe schien selbst für uns fast unlösbar – und wir kennen die beiden. Wenn man in Magdeburg beim Arbeitervarieté der Armaturenwerke „Karl Marx" war, dann hat man so seine Erfahrungen in Sachen „Wer ist wer". Schließlich gehören acht Zwillingsschwestern zum Ensemble.

Bei Sigrid und Christa Köster haben Sie es mit dem Unterscheiden noch verhältnismäßig leicht. An ihrem Gerät, dem Hängeperche, arbeitet Sigrid stets oben, Christa unten (falls man bei zehn Meter Höhe überhaupt von „unten" sprechen kann). Mit ihren 22 Jahren sind die Schwestern schon alte Hasen im Magdeburger Ensemble. Begonnen haben sie mit Bodenakrobatik. Vor drei Jahren wagten sie dann den Sprung in die Luft, zum Hängeperche.

Als wir die beiden Studentinnen beim Training kennenlernten, hatte die Medizinstudentin Sigrid gerade ihr Physikum hinter sich, Christa stand noch mitten in den Prüfungen. Sie studiert Chemie. („Beruflich gehen unsere Interessen eigenartigerweise auseinander.") Medizinstudium, Chemiestudium – und dann noch Artistik, eine Freizeitbeschäftigung, die ununterbrochen Training erfordert?

„Als ich mit dem Studium begann, prophezeite man mir an der Medizinischen Akademie, daß ich die Artistik spätestens nach einem Vierteljahr aufgeben würde", erzählte Sigrid. „Bei Christa war es ähnlich. Auf zwei Hochzeiten könnten wir nicht tanzen."

Die beiden Schwestern haben nicht aufgegeben. Ihre Leistungen im Studium stehen denen auf der Bühne in keiner Weise nach. Sigrid hat ihr Physikum mit „sehr gut" bestanden, und Christa besitzt alle Voraussetzungen, ihr Chemiestudium ebenso erfolgreich abzuschließen (das Abitur bestand sie mit Auszeichnung).

„Für uns ist die Artistik die Freizeitbeschäftigung, an der wir die meiste Freude haben. Deshalb sehen wir darin auch keinen Feind des Studiums. Im Gegenteil, diese Art der Freizeitgestaltung unter Gleichgesinnten spornt uns an."

Mit Gleichgesinnten meinen Sigrid und Christa natürlich nicht nur die Artisten. Zum Magdeburger Arbeitervarieté gehören außerdem ein Sprecherkollektiv, Instrumental- und Gesangssolisten sowie ein Studiochor, das Amateurtanzorchester „Tornado" und das Technikerkollektiv.

„Was uns so fest an das Ensemble bindet, ist nicht allein, daß wir hier alle Möglichkeiten besitzen, um künstlerisch weiterzukommen. Angefangen von der vielseitigen Unterstützung des Werkes, unter anderem beim Besorgen der Geräte, bis zur Hilfe unseres artistischen Leiters Karl-Heinz Büttner. Wir haben ja alle einen Beruf oder sind Studenten. Das Schöne ist, daß sich die meisten Mitglieder des Ensembles auch im Beruf weiterbilden, Qualifizierungslehrgänge besuchen oder ein Fernstudium aufgenommen haben. Wenn man das weiß, dann fallen einem auch die eigenen Anstrengungen leichter."

Sigrid und Christa berührten damit genau den Punkt, der auch von den anderen Mitgliedern des Arbeitervarietés als größter Vorteil des Kollektivs bezeichnet wurde. Was die anderen schaffen, warum sollten sie das nicht auch fertigbringen?

So dachte auch „Carly", der zurückhaltende Kraftfahrer Helmut Pankratz.

Physikum und Hängeperche

Vor einigen Jahren nahm er das Fernstudium an der Hochschule der Deutschen Gewerkschaften auf; heute ist er Kulturfunktionär der BGL und stellvertretender Ensembleleiter. Übrigens gehört „Carly & Co." – artistischer Humor am Reck-Barren-Gerät – zu den besten Darbietungen der Magdeburger. Wie viele andere mit dem Niveau von Berufsartisten.

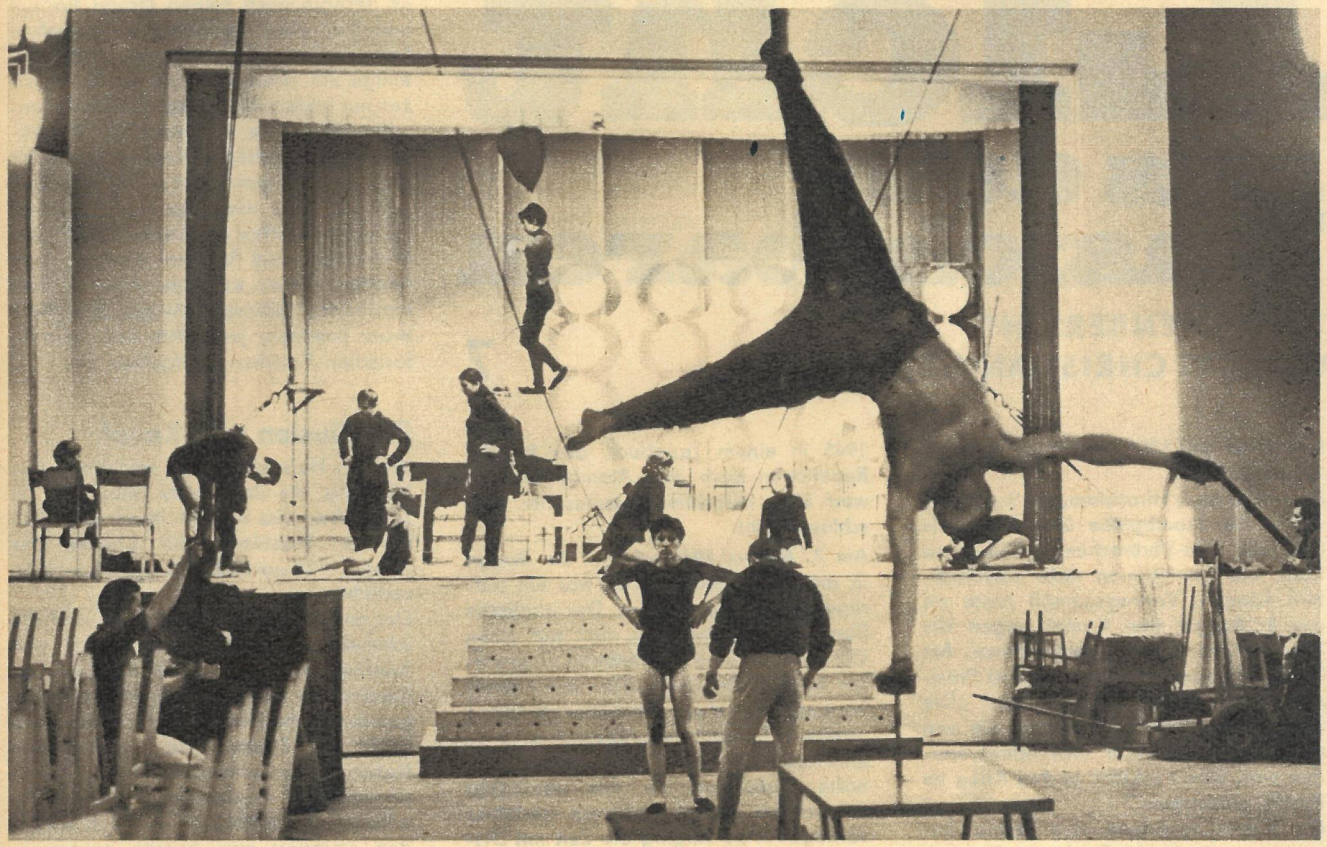
Oder nehmen wir den Ingenieur Raimund Köhler, Untermann einer Stirnperche-Akrobatik. Er entschloß sich für das juristische Fernstudium und qualifizierte sich zum Patentingenieur.

„Diese Wechselwirkung zwischen Beruf und künstlerischer Freizeitbeschäftigung – den Einfluß sowohl des Kollektivs im Varieté als auch im Betrieb auf jeden einzelnen von uns – das haben wir nicht nur den Berufskünstlern voraus", meinte Raimund Köhler. „Obwohl wir bei vielen Veranstaltungen, auch solchen der Konzert- und Gastspieldirektion – auftreten, steht für keinen von uns die materielle Seite im Vordergrund. Man kann wirklich sagen, daß die Mitarbeit im Arbeitervarieté für uns die beste Art ist, entsprechend unseren Interessen die Freizeit wirklich sinnvoll zu gestalten."

Eine der wichtigsten Aufgaben unserer Gesellschaftsordnung ist es, allseitig gebildete sozialistische Persönlichkeiten zu entwickeln. Auch das Arbeitervarieté in Magdeburg ist ein Ausdruck dieser Entwicklung. In welchem Maße das künstlerische Kollektiv auf jeden einzelnen befruchtend wirkt – das hängt zum großen Teil auch von der Ensembleleitung ab. Unserer Meinung nach ist es ein wesentlicher Erfolg des Magdeburger Arbeitervarietés unter Leitung von Jürgen Hagen, daß hier echte sozialistische Volkskünstler herangewachsen sind.

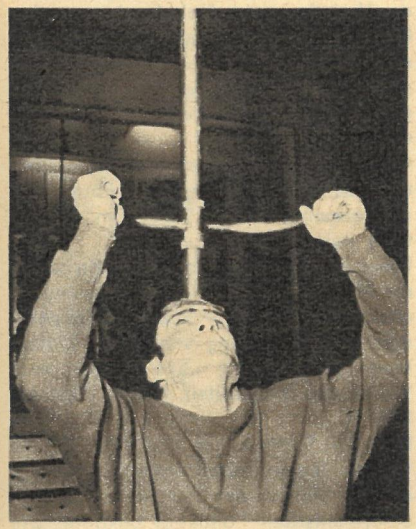
Den Beweis seiner künstlerischen Qualität erbrachte das Ensemble zum erstenmal vor fünf Jahren – bei den Arbeiterfestspielen im Bezirk Gera. Hier wurde die erste Goldmedaille erkämpft. Jetzt sind es schon insgesamt sechs, zwei davon errangen die „Tornados" bei den Wettbewerben um das beste Amateurtanzorchester. Den Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen I. und II. Klasse erhielt das Kollektiv 1963 und 1966.

Arbeiterfestspielgold im 20. Jahr unserer Republik ist das nächste Ziel der Magdeburger. Am neuen Programm wird bereits fleißig gearbeitet. Wir wollen natürlich nichts voreilig verraten. Nur soviel: Falls Sie in Karl-Marx-Stadt dabeisein können – dann werden Sie sicher die „Geschwister Köster" entdecken. Als lustige Matrosen mit schwierigsten Tricks am Hängeperche. „Ob wir die neue Nummer bis dahin schaffen, hängt allerdings von unseren Leistungen im Studium ab", meinen die beiden.



Wichtig für den Nachwuchs: eine solide Grundausbildung. Die meisten jungen Artisten kamen über die Sportbewegung zum Arbeitervarieté.

Text: Sabine Lange
Fotos: Billeb, Junggebauer (2)

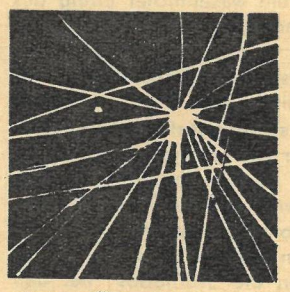


Ingenieur Raimund Köhler beim Krafttraining am Stirnperche. Obwohl die künstlerische Selbstbetätigung viel Zeit in Anspruch nimmt, qualifizierte er sich im Fernstudium zum Patentingenieur.

Humor gehört zu den stärksten Seiten des Ensembles. Anfangs – der erste Auftritt war im Mai 1961 – weigerten sich die Artisten, Sprechrollen zu übernehmen. Heute ist das längst überwunden.

Eine hervorragende Äquilibristikdarbietung erarbeitete Siegfried Sacks. Die jetzige künstlerische Reife verdankt der Student vorwiegend seinem Trainingsfleiß und der Hilfe erfahrener Ausbilder.

Die Balancetricks der Mädchen beim Kunstradfahren trugen wesentlich zum Erfolg des Ensembles bei den jährlichen Arbeiterfestspielen bei. Für das neue Programm wird schon jetzt fleißig geübt.



Licht aus dem Unsichtbaren

TATSACHENBERICHT
VON DR. CHRISTIAN HEERMANN

7

Die Katzen kommen aus dem Sack

In den gleichen Stunden, da Harry S. Truman seine Salbadereien über die UNO-Charta zum besten gab, oder da er seinen Namenszug unter das Potsdamer Abkommen setzte, wußte er, daß sein Land sich nicht an diese Abkommen halten würde. Eine neue Diplomatie – Atomdiplomatie – werde bald andere Realitäten schaffen. Das erhoffte sich Harry S. Truman, als er mit der feierlichsten Miene, deren sein Gesicht fähig war, die wichtigsten Nachkriegsdokumente unterzeichnete. Die ungezählten Verletzungen der UNO-Charta und des Potsdamer Abkommens haben hier ihre ersten Wurzeln.

Am 28. oder 29. Juli, also vier oder fünf Tage vor Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens, gab Truman von Schloß Cecilienhof aus den Befehl: Am 6. August soll, wenn das Wetter günstig ist, über Hiroshima die erste Bombe gezündet werden!

Das Wetter war günstig. Wenn in Hiroshima noch irgendwelche Objekte eine gewisse militärische Bedeutung haben konnten, so höchstens die Hafenanlagen. Die Atombombe würde aber in etwa fünf Kilometer Entfernung gezündet, genau über dem dichtbesiedelten Stadtzentrum. So hatte es das „Interim Commitee" empfohlen. Hier konnte man am besten die Zerstörungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit studieren.

Dieses Anliegen war jedoch von zweitrangiger Bedeutung. Mit den Todesflammen über Hiroshima wurde die Politik der Stärke zur Waffe Nummer 1 des kalten Krieges. Amerikanische Politiker sprachen das nach dem 6. August 1945 mit brutaler Offenheit aus. Die erste offizielle Erklärung zu den politischen Zielen der Atombombe kam jedoch von anderer Seite.

Noch am 6. August, nur wenige Stunden nach dem Bombenabwurf, hörten die Abgeordneten des britischen Unterhauses diese Worte: „Japan muß sich beim Aufflammen der ersten Atombombe bewußt werden, welche Folgen die unbeschränkte Anwendung dieses schrecklichen Mittels haben wird, um in der Welt die Herrschaft von Recht und Gesetz aufrechtzuerhalten. Die Bombe wird nunmehr zum raschen Kriegsende führen, und es bedarf nicht mehr der Hilfe der Roten Armee, um dem japanischen Imperialismus den Todesstoß zu versetzen." Das erklärte der neue britische Premierminister Clement Attlee. Diese Rede hatte er allerdings nicht selbst ausgearbeitet, sondern von seinem Vorgänger überreicht bekommen. Als Winston Churchill in Potsdam das Telegramm von der „glücklichen Geburt der Kinder" gelesen hatte, verfaßte er umgehend eine Erklärung, die er am „Tag X" verlesen wollte. An die Möglichkeit, daß seine Partei bei den Unterhauswahlen eine Niederlage erleiden würde, hatte er nicht im entferntesten geglaubt.

Jetzt zeigte sich Winston Churchill großzügig. Er übergab das Manuskript seinem Nachfolger. Der Labour-Politiker Attlee veränderte kein Wort. Die alte Churchillsche Politik wurde durch einen neuen Mann vertreten. Trotz der verbrämenden Umschreibung, man wolle „Recht und Gesetz aufrechterhalten", war das Ziel offenbar: Anglo-amerikanische Weltherrschaft durch die Atombombe.

Indes, die Amerikaner hatten den Zusatz „Anglo" längst aus ihrem Programm gestrichen. Die weitere Entwicklung sollte das zeigen. Die amerikanischen Politiker bemühten sich kaum noch, ihre Ziele zu tarnen. „Endlich haben wir das stabilisierende Element", kommentierte einer von ihnen den Bombenabwurf auf Hiroshima.

„Jetzt können wir die sowjetischen Völker zwingen", erklärte Kriegsminister Stimson, „auf den Sozialismus zu verzichten und den Kapitalismus wieder einzuführen."

Patrick M. S. Blackett, ein englischer Physiker, gab nach dem 6. August folgenden Kommentar: „Der überstürzte Abwurf der Bomben über Hiroshima und Nagasaki erzielte einen entscheidenden Erfolg, in dem alle politischen Ziele voll erreicht wurden. Die amerikanische Kontrolle über Japan ist vollständig. Dort gibt es keine Auseinandersetzungen mit der Sowjetunion." Blackett hatte im Krieg wissenschaftliche Planungsmethoden für militärische Operationen ausgearbeitet und dabei engen Kontakt auch zu amerikanischen Militärs gefunden. Über die Kriegs- und Nachkriegsziele der USA war er ausreichend informiert.

Drei Tage nach Hiroshima, am 9. August, wurde die Atombombe über Nagasaki gezündet. Das Verbrechen an Hiroshima hatte die Sowjetunion nicht einschüchtern können. Vertragsgemäß hatte sie am 8. August den Kampf gegen die Truppen des Tenno aufgenommen. Am Todestage von Nagasaki gestand Präsident Truman im Rundfunk ein: „Die Sowjetunion hatte sich, bevor sie von unserer neuen Waffe unterrichtet worden war, bereit erklärt, in den Krieg im Pazifik einzutreten."

Die Kwantung-Armee des Tenno bestand aus 1 100 000 Soldaten. Sie galt als das Elitekorps des japanischen Imperialismus und hielt die Mandschurei besetzt. Nach nur elf Tagen waren diese Truppen von der Roten Armee vernichtend geschlagen.

Japan erklärte am 14. August die bedingungslose Kapitulation. Doch erst am 2. September stellten die fanatisierten Truppen den letzten Widerstand ein. An diesem Tage erklärte Flottenadmiral William D. Leahy, Chef des Stabes der Kriegsmarine der USA beim Präsidenten: „Ich bin der Meinung, daß die Anwendung dieser barbarischen Waffe in Hiroshima und Nagasaki keine nennenswerte Hilfe für unsere Kriegführung gegen Japan gewesen ist."

Wie reagierten die Atomphysiker nach dem Atombombenabwurf auf Hiroshima?

Das Tagebuch von Farm Hall

Farm Hall, Großbritannien, 6. August 1945. Nach ihrer Gefangennahme in Haigerloch vor vier Monaten waren hier zehn führende deutsche Atomphysiker interniert: die Nobelpreisträger Otto Hahn, Werner Heisenberg und Max von Laue, die Professoren von Weizsäcker, Gerlach und Harteck, die Doktoren Diebner, Bagge, Korsching und Wirtz. Ihre Isolierung von der Umwelt war perfekt. Samuel A. Goudsmit, der wissenschaftliche Berater von „Alsos", gab dafür später die Erklärung: „Wir hatten sie so genau ausgefragt und uns dabei vielleicht ein wenig verraten. Hätten wir sie frei herumlaufen lassen, so hätte sich eventuell unser Uranprojekt herumgesprochen. So ein Risiko war zu groß. Wir mußten deshalb diese Leute absondern."

Die zehn Physiker wurden in Farm Hall freundlich behandelt. Sie vertrieben sich die Zeit mit wissenschaftlichen Vorträgen oder anderen Dingen. „Wir liegen in Badehosen im Gras und lassen uns bräunen", notiert Dr. Bagge am 19. Juni 1945 in einem Tagebuch, das für die Reaktionen nach dem Atombombenabwurf über Hiroshima interessante Aufschlüsse gibt.

Am 7. August 1945 schreibt Dr. Bagge in dieses Tagebuch: „Das war ein aufregender Abend gestern. Der englische Rundfunk gibt bekannt, daß auf einen Ort in Japan eine Atombombe abgeworfen wurde. Wir sitzen schon am Abendbrottisch, als diese Sensationsmeldung unsere Tafelrunde in Erstaunen setzt. Es entwickelt sich sofort eine äußerst lebhafte Diskussion, ob das überhaupt möglich sei und ob nicht ein Hörfehler vorliege ... So verging die Zeit mit Diskussionen, bis wir um 21 Uhr im Salon alle gemeinsam erfuhren, daß die Amerikaner die Atombombe wirklich besitzen ... Von 300 000 toten Japanern ist die Rede. Der beklagenswerte Professor Hahn! Er erzählte uns, daß er schon damals, als er zum ersten Mal erkannte, welche furchtbaren Wirkungen die Uranspaltung haben könne, mehrere Nächte lang nicht geschlafen und erwogen habe, sich das Leben zu nehmen ... Sicher wird diese Uranbombe Entwicklungen von welthistorischer Tragweite auslösen, wohl kann sie viel Unglück über die Menschheit bringen ... Um 2 Uhr pochte es an unsere Tür, und herein trat Herr von Laue: ‚Wir müssen etwas unternehmen, ich habe große Sorgen um Otto Hahn. Diese Nachrichten haben ihn entsetzlich erschüttert, und ich befürchte das Schlimmste.' Wir waren noch lange wach, und erst als wir vom Nebenzimmer aus feststellten, daß Herr Hahn schließlich doch eingeschlafen war, gingen alle zu Bett."

Am 10. August notiert Dr. Bagge: „Die letzten Tage standen bei uns ganz im Zeichen der Presse- und Rundfunkmeldungen über die Atombombe. Nachdem man genügend erfahren hatte, brach sich bei unseren älteren Herren der Gedanke Bahn, daß es doch wichtig sei, ein Schreiben zu verfassen, aus dem hervorgeht, daß man in Deutschland nicht an der Atombombe ... gearbeitet habe. Die Geschichte fand zwar weitgehende, aber nicht die allgemeine Billigung. So wurde denn von Heisenberg und Gerlach ein entsprechendes Schreiben verfaßt, das dann nach einigen Schwierigkeiten unterschrieben wurde."

Die Atombombe hatte die Frage nach den Konsequenzen wissenschaftlicher Forschungsarbeit mit unübersehbarer Deutlichkeit gestellt. Unter den Bedingungen der Internierung konnten die Physiker in Farm Hall kaum offene Proteste gegen den Abwurf der Bombe erheben. Als sich Otto Hahn in tiefer Erschütterung an einen Offizier der Wachmannschaft wandte und fragte: „Wirklich, hunderttausend Opfer? Das ist ja schrecklich!", erhielt er die barsche Antwort: „Regen Sie sich mal nicht so auf. Besser ein paar tausend Japse sind draufgegangen als ein einziger von unseren Boys."

Das von Heisenberg und Gerlach verfaßte Schreiben enthielt mit dem Hinweis, „daß man in Deutschland nicht an der Atombombe gearbeitet habe", nur den schwachen, indirekten Protest, daß es deshalb auch keinen Grund für die amerikanische Atombombe gegeben habe. Schon die Tatsache, daß sich einige der internierten deutschen Physiker nur widerwillig dieser Erklärung anschlossen, zeigte, daß nicht alle Wissenschaftler die richtigen Konsequenzen für die Zukunft zogen. Nicht alle gingen den geraden Weg wie Otto Hahn, Werner Heisenberg, Max von Laue, Carl F. von Weizsäcker und Walther Gerlach und lehnten, wie sie es Jahre später in dem berühmten Göttinger Appell zum Ausdruck brachten, jede Mitarbeit an militärischen Forschungsaufgaben ab.

Die Illusion vom Knopf

Werner Heisenberg las als erster die Meldung, die der „Daily Telegraph" in seiner Ausgabe vom 16. November 1945 brachte: Nobelpreis für Chemie des Jahres 1944 nachträglich an Otto Hahn verliehen.

Der englische Physiker Blackett und die schwedischen Physiker Siegbahn und Svedberg hatten ihren Einfluß auf das Stockholmer Nobelpreis-Komitee geltend gemacht. Otto Hahn galt unter den nach 1933 in Deutschland verbliebenen Naturwissenschaftlern als einer der entschiedensten Antifaschisten. Seine Mitarbeiterin, Lise Meitner, die nach Schweden emigriert war, konnte davon ein beredtes Zeugnis ablegen. Aber mit der Verleihung des Nobelpreises an den Entdecker der Kernspaltung dürfte noch eine andere Absicht verbunden gewesen sein: die Aufforderung, die Atomenergie künftig nur für friedliche Zwecke zu verwenden!

Otto Hahn konnte den Nobelpreis erst nach seiner Entlassung aus Farm Hall im Dezember 1946 in Stockholm in Empfang nehmen.

Diese Auszeichnung hatte sich ein anderer Mann zeit seines Lebens gewünscht, aber nie erhalten – Robert Oppenheimer. Die Bedingung von Alfred Nobel, eine überragende Entdeckung zum Wohle der Menschheit, hat er nicht erfüllt.

Bis zum Spätsommer des Jahres 1945 war der Name Robert Oppenheimer nur in den Kreisen der Physiker und unter amerikanischen Politikern bekannt. Die breite Öffentlichkeit kannte ihn nicht. Das änderte sich schlagartig. Als „Vater der Atombombe" machte er dicke Schlagzeilen in der Presse. Die Journalisten des Monopolkapitals feierten ihn mit der gleichen Überschwenglichkeit, die sie zuvor für General Dwight D. Eisenhower als Oberbefehlshaber der Invasionsarmee verwendet hatten: „Oppie" war der Friedensbringer, der

**Verdiente Ehrung:
Professor Otto Hahn,
hier im Gespräch mit dem
schwedischen König, erhielt
den Nobelpreis für Chemie.**

nung. Darin wurde er bestärkt, als sein Kollege Irvin Langmuir, Nobelpreisträger für Chemie, von einem Besuch in der Sowjetunion zurückkehrte und über seine Eindrücke an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau berichtete.
Welchen Stand hatte die sowjetische Atomforschung erreicht?

Entdeckung im Ferganabecken

Alexander Borodin, der große russische Komponist, hat die Landschaften in Zentralasien besungen, „diese eisigen Weiten, diese Weiten ohne Felder, ohne Häuser, diese Weiten unfruchtbarer Erde, ständig bedroht vom Gespenst des Durstes".
Vom Tal des Syr-Darja einmal abgesehen, traf um die Jahrhundertwende diese Beschreibung auch auf Fergana zu, auf jenes Becken nördlich des Tienschan und südlich der kirgisischen Steppen. Unter Mühen und Qualen bauten die Menschen zu jener Zeit die erste Eisenbahnstrecke nach Taschkent. Das sagenumwobene Samarkand lag in der Nähe, doch über die Berge am Serawschan war es nur schwer zu erreichen.
Als Wladimir Iwanowitsch Wernadski im Jahre 1900 zu seiner berühmt gewordenen Expedition von Taschkent aus aufbrach, wählte er zuerst eine Marschrichtung, die genau nach Süden führte. Nachdem der Syr-Darja erreicht war, stießen die Wissenschaftler stromaufwärts in das Ferganabecken vor. Dort begannen die geologischen Untersuchungen. Als bedeutsamste Erkundung wurde im späteren Abschlußbericht der Expedition die Entdeckung von Uranerzlagern festgehalten.
Die Verwendungsmöglichkeiten für Uran waren anfänglich recht bescheiden: Farbstoff in der Porzellanindustrie. Das änderte sich nach dem Jahre 1898. Marie und Pierre Curie entdeckten das Radium. Sie hatten ein zehntel Gramm Radiumchlorid, einer chemischen Verbindung des bis dahin unbekannten Elementes, hergestellt, und dazu eine ganze Tonne eines Abfallstoffes verarbeitet, der bei der Gewinnung des Urans aus Pechblende anfiel. Einige medizinische Anwendungsmöglichkeiten des Radiums wurden schnell erkannt. Die Heilerfolge durch Bestrahlung bei Hautkrankheiten ließen aufhorchen. Eine für das kapitalistische System typische Folgeerscheinung blieb nicht aus: Die Preise für das neue Element Radium schnellten in die Höhe. Nur wenig später, im Jahre 1902, kostete in Deutschland ein Gramm Radiumsalz schon 10 000 Mark, im Jahre 1906 gar 300 000 Mark.

Eine intensive Suche nach neuen Uranerzlagerstätten setzte ein. In diesem „Uranboom" entdeckte Wernadski die Vorkommen im Ferganabecken. An eine bergbauliche Erschließung war im rückständigen zaristischen Rußland jedoch zunächst nicht zu denken.

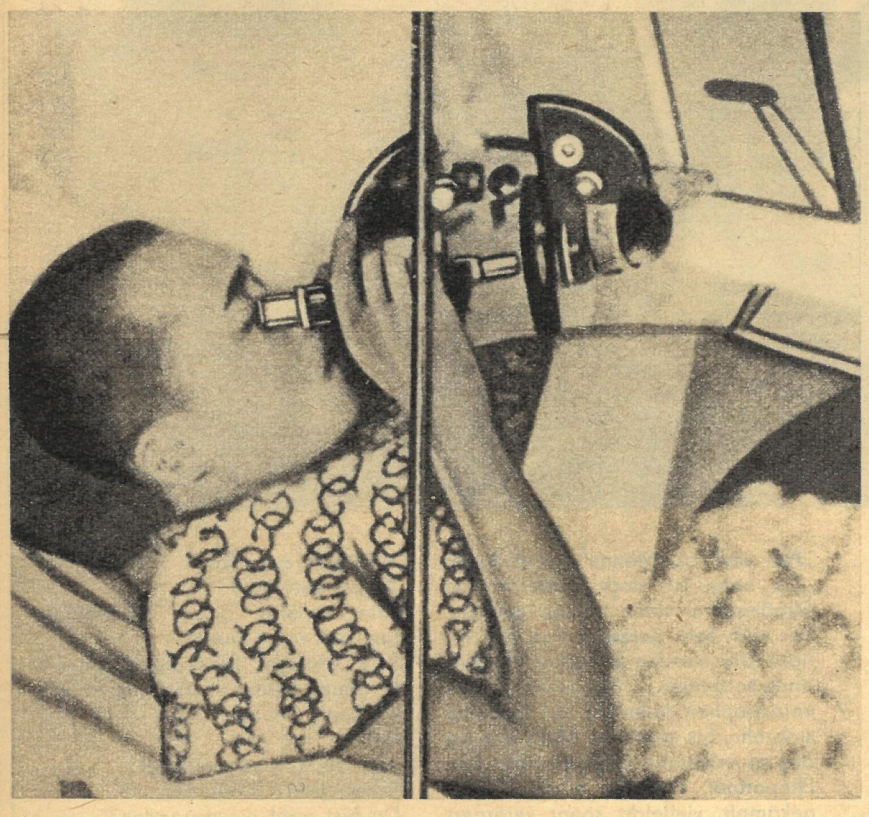
Einige Jahre gingen ins Land. Die russische Wirtschaft vollzog den Übergang zum Imperialismus. Die Konzentration des Kapitals erreichte in Rußland einen höheren Stand als in allen westeuropäischen Industriestaaten. Schon im Jahre 1904 arbeiteten mehr als die Hälfte aller Werktätigen in Großbetrieben mit über 500 Beschäftigten. Am geringen Gesamtniveau der Industrialisierung änderte sich jedoch kaum etwas.

Unter diesen Bedingungen unternahmen russische Wissenschaftler wiederholt den Versuch, auf neue wissenschaftliche Entdeckungen und die Möglichkeiten ihrer industriellen oder anderweitigen Nutzung aufmerksam zu machen. Die russischen Kapitalisten sicherten sich ihren Maximalprofit jedoch durch intensive Ausbeutung der Arbeiter: Bei einem elfeinhalbstündigen Arbeitstag und einem Monatslohn von 17,8 Rubel wurden wissenschaftliche Neuerungen als überflüssig angesehen. Die Versuche der Wissenschaftler scheiterten. Am bekanntesten wurde die Tragik um die Erfindung der drahtlosen Telegraphie durch Alexander Stepanowitsch Popow.
Ein ähnliches Schicksal erlitten im zaristischen Rußland alle „Uranpläne", die auf eine Erschließung der Lagerstätten hinzielten. Der Entdeckung im Ferganabecken waren weitere positive Erkundungen gefolgt. Großen Anteil daran hatte wiederum W. I. Wernadski, Mitbegründer der Geochemie. Als Präsident der russischen Akademie der Wissenschaften berichtete er im Jahre 1914 über neue große Uranerzlagerstätten in der Gegend von Tjuja-Mujan. Kurz danach entwickelte er ein Stufenprogramm zur Erschließung der Fundstätten und zur industriellen Nutzung des Urans

Fortsetzung folgt

**Hiroshima heute.
Blick auf den Platz des Friedens.**

für die Zukunft die Heere überflüssig gemacht hatte. Die USA konnten mit einem Druck auf den Knopf die Welt beherrschen. Und diesen Knopf hatte „Oppie" gebaut!
Die Verehrung genoß Robert Oppenheimer mit gemischten Gefühlen. Die Eitelkeit, die ihm nicht abgesprochen werden konnte, wurde befriedigt. Andererseits aber waren zugleich seine Gedanken an die Zukunft verdüstert. Ihm war es nicht verborgen geblieben, daß die über Japan gezündeten Atombomben sich im Grunde genommen gegen die UdSSR richteten. Von der sowjetischen Wissenschaft hatte er eine hohe Mei-



**Professor Dr. Takahashi, Rektor der Medizinischen Fakultät
der Universität Nagasaki, hat die Folgen der Atomkrankheit
bis zu seinem qualvollen Tod im Jahre 1951 an sich selbst erforscht.
Erschütternd und mahnend zugleich seine Worte:
„Dieser Tag, dieser Augenblick! Wenn ihr ihn mit seinen
apokalyptischen Schreckensszenen erlebt hättet,
wie ich ihn erlebt habe,
würdet ihr nie auf den Gedanken kommen, damit wieder zu beginnen."**

Ein Blick auf das Foto und ein Kontrollblick in den Kalender: Die Sauregurkenzeit der Standesämter ist vorbei – der Frühling hat uns wieder!

Foto: Volkmar Billeb

Dialog am Abend

„Hör mal zu, Männe", sagt Irene. „Da habe ich doch heute in der Straßenbahn einen Aufsatz gelesen, der mich sehr gefesselt hat. Der Inhalt: Die meisten ehelichen Auseinandersetzungen, Ehekrachs, Ehekatastrophen fallen in die Zeit von siebzehn bis achtzehn Uhr. Wie ist das zu erklären? Ganz einfach: Die Ehepartner kommen ermüdet, abgekämpft, vielleicht sogar verärgert von der Arbeit nach Hause. Ein Wort genügt, meist sind es nichtige Dinge, Banalitäten, die Mißhelligkeiten und Schlimmeres heraufbeschwören. Deshalb sollte man zwischen siebzehn und achtzehn Uhr alles ausschalten, was dazu dient."

„Hat den Aufsatz ein Mann geschrieben?"

„Natürlich eine Frau."

„Wieso natürlich?

„Alle wirklich guten Vorschläge stammen von Frauen."

„Aha. Alsdann, liebe Irene, fangen wir gleich heute an. Schweigen wir zwischen siebzehn und achtzehn Uhr."

Irene blickt etwas verdutzt.

„Schweigen? Gewiß. Nur –"

„Du bist nicht einverstanden?"

„Doch, doch. Das heißt –"

Die Uhr schlägt siebzehn Uhr. Nach einer Minute eisernen Schweigens spricht Irene:

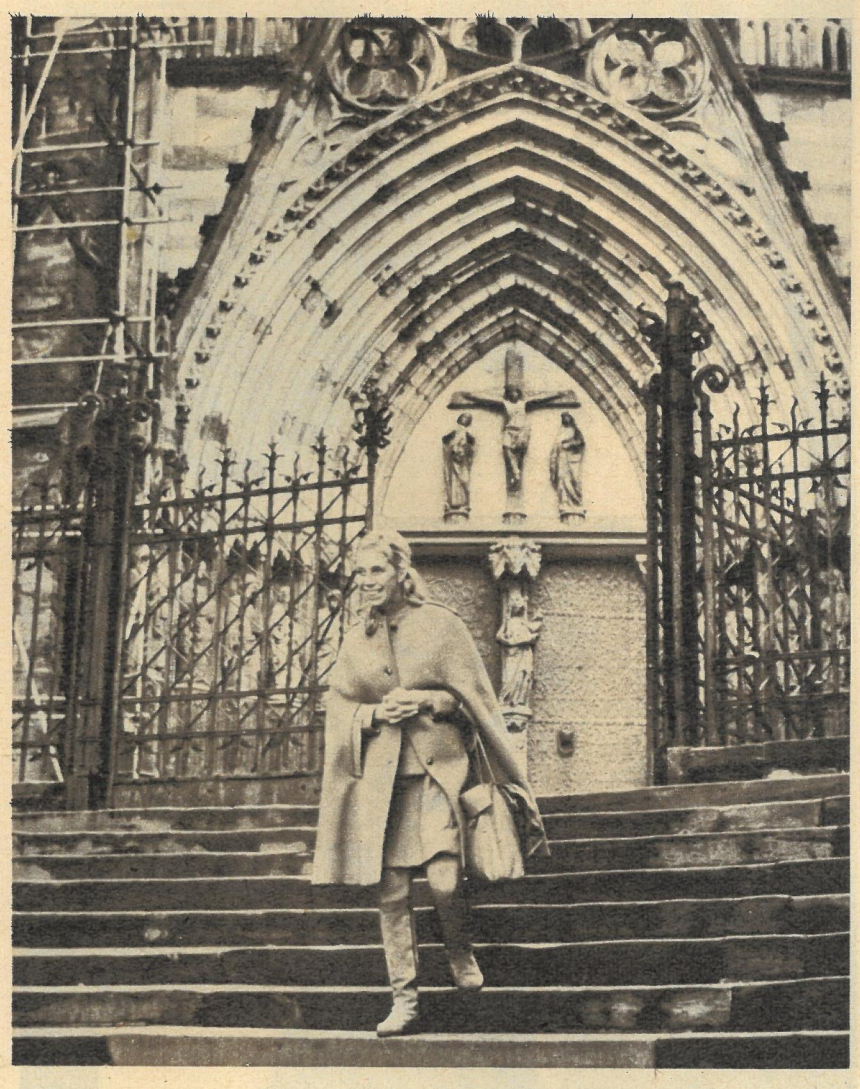
„Ich wollte dir bloß kurz das eine sagen, Männe –"

„Wollten wir nicht eine Stunde schweigen?"

„Heute im Betrieb, da war etwas los. Stell dir vor –"

„Kannst du mir das nicht nach achtzehn Uhr erzählen?"
„Wo denkst du hin?" ereifert sie sich. „Jetzt bin ich gerade in der richtigen Stimmung. Auch bin ich gewohnt, mich kurz zu fassen."
Männe versinkt in einem Sessel.
„Also stelle dir vor", beginnt Irene hurtig. „Ich habe dir doch schon oft von der Kollegin Rüdiger erzählt. In Wirklichkeit ist sie ja gar keine Kollegin, sie kennt nur sich, allein sie ist wichtig. Wir nennen sie den Lautdenker, denn das Mundwerk dieser Person geht den ganzen Tag." (Über das Mundwerk folgen einige Erörterungen.)
Die Uhr zeigt siebzehn Uhr fünfzehn. Männe vergräbt sich tiefer in dem Sessel. Irene fährt in ihrem Kurzreferat fort: „Und was ihre Arbeit betrifft, da geht alles unter Lärmen und Stöhnen vor sich. Allgemein heißt sie bei uns die Dame mit dem Paukenschlag. Wenn sie ihre Arbeit nicht mit Tamtam zur Schau stellen kann, fühlt sie sich nicht wohl, diese aufgedonnerte Kröte. Und über die anderen hochmütig hecheln, das gehört zu ihrer Hauptaufgabe. Wie oft haben wir uns gesagt, wenn die bloß mal gehörig eins auf den Deckel kriegte, die mit ihrer höhnischen Lache."
Die Uhr schlägt siebzehn Uhr dreißig. Im Sessel ist es gewitterstill. Irene ist in voller Fahrt.
„Nun stell dir das Hallo vor. Heute ist es zur Gewißheit geworden. Diese sogenannte Kollegin, die sich über alle erhaben dünkt, die die anderen beharrlich durch den Kakao zieht, bekommt – halte dich fest – ein Kind. Ausgerechnet sie, die sich immer großschnäuzig erbost hatte, wenn ..." (Dieses „Wenn" ist besonders ergiebig.)
Die Uhr zeigt achtzehn dreiviertel Uhr. Irene zündet sich eine Zigarette an. Irenes Kurzreferat nähert sich dem Höhepunkt.
„Das Kuriose an der ganzen Sache ist, daß unser Oberbuchhalter seit einigen Tagen einen gedrückten und kleinlauten Eindruck macht. Hier stimmt etwas nicht. Gemunkelt wurde ja immer schon ..."
In diesem Augenblick, als Irene beginnen will, die Familienverhältnisse des gedrückten Oberbuchhalters auszubaden, schlägt es achtzehn Uhr.
„Was, schon so spät?" wundert sich Irene. Empört mustert sie ihren Gatten. „Sag mal, hattest du nicht eben gegähnt?"
Da knurrt es drohend aus dem Sessel: „Bist du nun fertig?"
„Natürlich noch lange nicht."
„Wa–as?"
Sein Knurren verspricht eine Explosion. Aber Irene kommt ihr zuvor.
„Zu dumm, daß ich die Zeitung in der Straßenbahn habe liegenlassen. Da hättest du schwarz auf weiß lesen können: Zwischen siebzehn und achtzehn Uhr zu schweigen, hat sich in der Praxis nicht bewährt. Viel besser, und darin kann ich der Verfasserin nur beistimmen, ist ein anregendes Gespräch. Allerdings knüpft sie daran eine selbstverständliche Voraussetzung."
Jetzt ist es soweit. Sein Knurren verlangt nach einem Ventil.
„Und welches ist diese selbstverständliche Voraussetzung?" bellt er verkniffen.
Irene sieht ihn ganz erstaunt an, dann fährt sie naserümpfend fort.
„Das fragst du noch? Selbstverständlich muß das Gesprächsthema interessant sein."

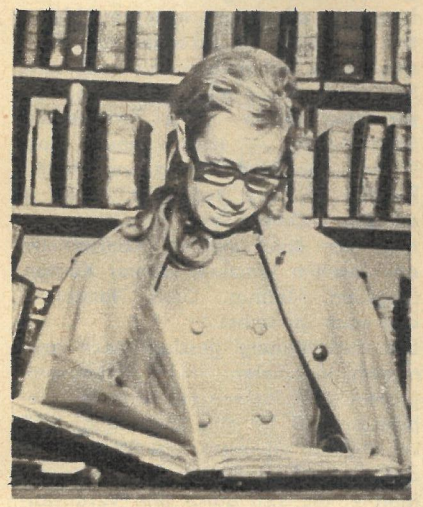
Arthur Lissau

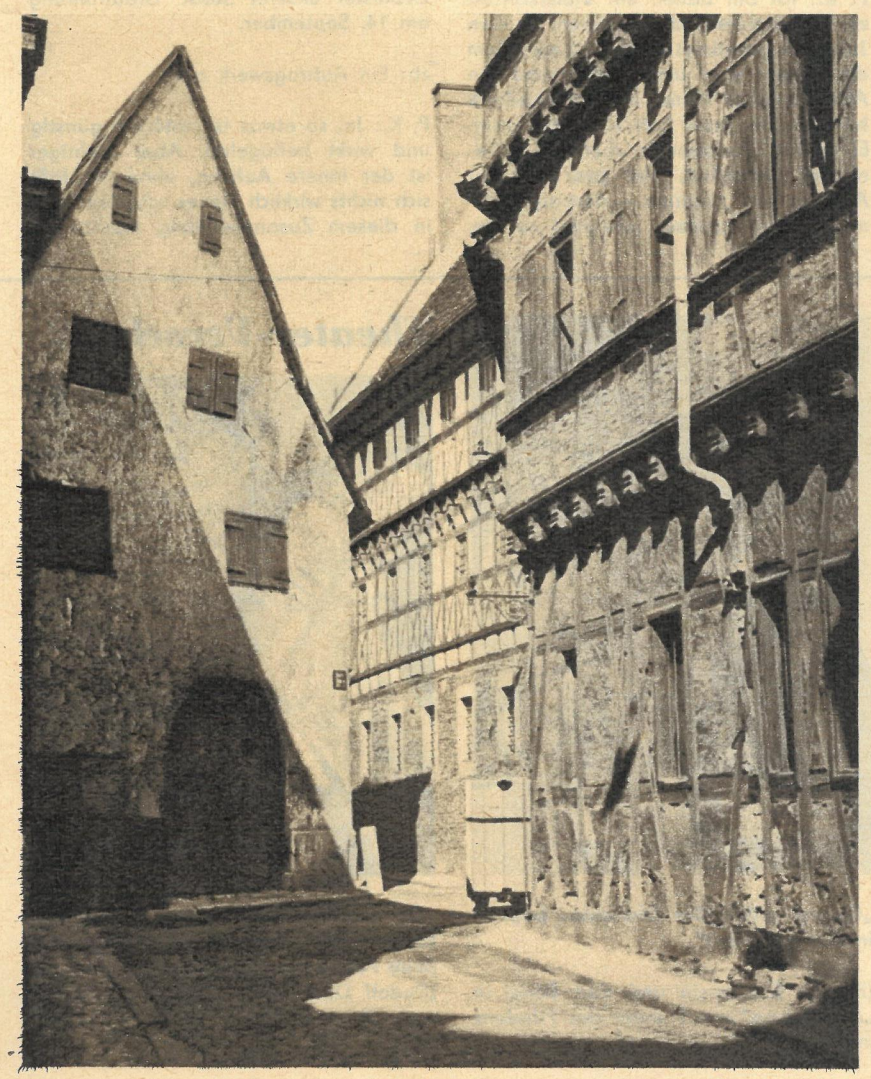


„Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen..."

Selbst Goethe ist nicht auf den Einfall gekommen, Gretchen im Studierzimmer Fausts agieren zu lassen. Wir begegneten Gretchen, genauer gesagt der Darstellerin des „Gretchen" in der Weimarer Nationaltheater-Inszenierung, in ausgeprägt faustischer Atmosphäre: in der Erfurter „Amploniana", der einzig erhaltenen geschlossenen Bibliothek eines mittelalterlichen Gelehrten, Amplonius Ratingk de Berka (1365–1435). Gedankenvoll in den altehrwürdigen Folianten blätternd – „Mich drängt's", sagte Gudrun Volkmar mit Faust, „den Grundtext aufzuschlagen" –, überließ sie sich dem Zauber der Handschriften, der Magie kostbarer Pergamente.
Gretchen privat: ein modernes Gretchen, teilnehmend am Leben, am Schatz der Wissenschaften und mit einem Weltbild, das in Geschichte, Gegenwart und Zukunft zugleich wurzelt. „Die Begegnung mit der Umwelt, die Auseinandersetzung mit den Menschen und ihren Problemen ist für mich mehr als nur ein ‚Sammeln von Eindrücken'." Und wir erfuhren so, daß sie solche Erlebnisse braucht, um nicht nur „nachzugestalten", sondern sich eigenschöpferisch in die Rolle hineinzuleben.

Auf den Domstufen und in der Bibliothek des Amplonius: Gretchen-Darstellerin Gudrun Volkmar.





Schon fünfundsiebzigmal war Gudrun Volkmar in den letzten drei Jahren, ohne mit einer anderen Darstellerin zu alternieren, auf der traditionsreichen Bühne das Gretchen, und stets bewährte sie sich – im schönsten Sinne! – vor jedem Publikum neu.
„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn!" scherzte sie, als wir gemeinsam auf Fausts Spuren wandelten, die er in Erfurt hinterließ. Im „Faustgäßchen" und auf den Domstufen, wo angeblich „ihre" Begegnung mit Faust („Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen") stattgefunden haben soll. Auch in den Resten des Gemäuers der Alma mater erfordensis wandelten wir, in dem jetzt die „Amploniana" untergebracht ist. In Erfurt hält sich noch heute die Überlieferung, der Osterspaziergang sei zwischen dem Vorort Hochheim und der Blumenstadt erfolgt. Und die Erfurter sind stolz darauf, daß der Sage nach Faust die erste („Inter"-)Flugreise von Erfurt nach Prag unternahm. Gudrun Volkmar fühlte sich ganz im Banne der alten und neuen Stadt, in der „Vergangenheit und Zukunft zu einem Ganzen verschmolzen", wie sie sagte. Ganz besonders freute sich unser Gretchen darüber, daß die faustische Verheißung „Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n, auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n", sich heute auch im alten Erfurt erfüllt. Herabblickend von einem der neuen Hochhäuser auf das Gewimmel der Großbaustelle im Zentrum der Humanistenstadt schloß sie: „In der Tat, der dritte Teil des Faust wird hier bereits geschrieben!"

Karl Sippel

Fotos: Günter Dietel (2), Paul Friedemann

Winkel in der Erfurter Altstadt: Hier wandelte einst der echte Faust.

Werkstatt 20

Gespräch mit dem Komponisten Paul Kurzbach

Gib die Liebe weiter!

zb: Herr Kurzbach, in Ihrer Stadt finden im Juni die 11. Arbeiterfestspiele statt. Deshalb liegt die Annahme nahe, daß auch Sie in ihre Vorbereitung einbezogen sind.

P. K.: Ich gehöre dem Vorbereitungsgremium für das Eröffnungsprogramm an. Dort beschäftigen uns die Arbeiterfestspiele schon seit mehreren Monaten, vor allem die Schaffung des Festspiellliedes. Wir wollten dabei kollektive Schöpferkraft zur Wirkung kommen lassen und baten zuerst verschiedene Schriftsteller – unter ihnen Rose Nyland, Gottfried Herold und Helmut Preißler –, uns geeignete Texte zu schreiben. Dieser Texte wiederum nahmen sich dann mehrere Komponisten an: Joachim Werzlau, Günter Kochan, Siegfried Matthus, Gerd Natschinski und auch ich selbst.
Die Entscheidung geschah nach anonymem Vorspielen: Im Eröffnungsprogramm wird das von mir vertonte „Geburtstagslied für eine Zwanzigjährige" von Preißler erklingen. 700 Sänger werden dieses Lied singen. Eine Festspielfanfare, die sich durch alle Veranstaltungen ziehen soll, habe ich aus dieser Melodie bereits komponiert. Aber auch die anderen Lieder sind nicht umsonst entstanden: Zum Teil erklingen sie ebenfalls zu diesen Festspielen, und außerdem sind sie Beiträge zum Liederwettbewerb des Ministeriums für Kultur zum 20. Jahrestag unserer Republik.

zb: Im Titel des Preißlerschen Liedes klingt ja der 20. Jahrestag bereits an.

P. K.: Meinem Empfinden nach hat er sehr schöne Worte gefunden. Es heißt darin unter anderem: „... daß du durch uns da bist, macht uns heiter; seit du lebst, hat unser Leben Wert. Sei geliebt und gib die Liebe weiter ..." – die richtige Grundlage für eine freudige und festliche Musik.

zb: Haben Sie anläßlich des 20. Jahrestages weitere neue Werke geschaffen? Es gibt ja auch im Komponistenverband einen entsprechenden Wettbewerb.

P. K.: Ich bin dabei, ein Violinkonzert zu komponieren, das unserem großen Jubiläum gewidmet ist. Es soll vor allem die Freude über unser Leben und die Aktivität jedes Menschen zum Ausdruck bringen. Der erste Satz ist schon fertig. Er enthält Variationen über ein italienisches Liebeslied, und zwar von der Arie bis zum Ragtime – derartige Elemente sind durchaus geeignet zu sinfonischer Verarbeitung mit dem Ziel, unser Lebensgefühl auszudrücken.
Es hat sich gut ausgewirkt, daß ich die Interpretin bereits kenne, eine junge Konzertmeisterin vom 1. Städtischen Orchester unserer Stadt. Uraufführung am 14. September.

zb: Ein Auftragswerk also.

P. K.: Ja, so etwas ist natürlich günstig und wirkt beflügelnd. Aber wichtiger ist der innere Auftrag, ohne ihn läßt sich nichts wirklich Neues schaffen. Und in diesem Zusammenhang möchte ich sagen, daß meiner Meinung nach die sozialistische Gesellschaft äußerst fördernd auf die Produktivität des Künstlers wirkt. Ich habe schon wieder so viel vor, das bereits klare Gestalt angenommen hat: für das Wismut-Orchester eine „Serenade der Freundschaft", ebenfalls noch bis zum Oktober; für das Arbeitersinfonieorchester von Carl Zeiss Jena ein Orchesterkonzert. Sie sind dort ausgezeichnet besetzt, so daß es Freude macht, direkt für das Orchester zu schreiben. Viele Laienmusiker haben sich ja im Laufe der letzten Jahre ein beachtliches Können angeeignet.

zb: Ihre Feststellung bezieht sich auf die Interpreten. Wie schätzen Sie nun aber die Entwicklung bei den Zuhörern ein?

P. K.: Durchaus positiv, wenn auch noch immer zu wenig Produktionsarbeiter zum Konzertpublikum gehören, wie sich bei Analysen immer wieder herausstellt. Aber Wege, dies zu ändern und die eigentlichen Schöpfer aller Werte in den Konzertsaal zu bringen, also zum verstärkten Genuß kultureller Werte, sind bereits beschritten. Gemeinsam organisiert von Staatsfunktionären und Funktionären des Komponistenverbandes, fand beispielsweise im Kulturhaus der Maschinenfabrik Netzschkau ein Musikgespräch mit Schrittmachern statt. Was mich dabei sehr beeindruckt hat: Wir spielten mehrere Musikstücke vor, und in der Diskussion wurde schließlich einer Musik, die anläßlich des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution entstanden war und einige Ansprüche an den Zuhörer stellt, der Vorrang gegeben vor einem leichten, eingängigen Klarinettenkonzert. Eben deshalb, weil es im Zuhörer länger nachwirke, weil es ihn zum Mitdenken auffordere. Ein Urteil, das Mut macht!
Das Gespräch führte E. U. Petereit
Fotos: Carla Arnold

Paul Kurzbach
66 Jahre alt, lebt als freischaffender Komponist in Karl-Marx-Stadt.
Werke: Sinfonische Musik (Orchesterserenaden, Klaviertrio, „Kleine Jahreszeiten"); Chansons und Lieder (u. a. „Kantate der Freundschaft", Schlaflied für Johnson „Wie weit liegt Vietnam entfernt").
Leiter eines Volkschors, Mitglied einer Brigade im Karl-Marx-Städter Buchungsmaschinenwerk, Vizepräsident des Verbandes Deutscher Komponisten.

Theater-Verschnitt

„Zu leicht, mein Freund: Mit dem Kopf wirst du nie Abteilungsleiter!"

(Marta Rafael und Rudolf Hentschel in „Die keusche Susanne" am Berliner Metropoltheater.)

„Genug geübt! Die Diskussion beginnt in fünf Minuten!"

(Roman Silberstein und Kurt Böwe in „Amphitryon" am Theater des Friedens in Halle.)

„Du schluckst und schluckst und am Ende wird's dir leichter. Genau wie beim Fernstudium."
(Rudolf Donath und Lothar Krompholz vom Staatstheater Dresden in „Geschichte vom Soldaten".)

„Glaub mir's doch, ich bin zu alt für Leistungssport!"
(Gudrun Ritter und Reimar Johannes Baur in „Don Juan" am Deutschen Theater, Berlin.)

Fotos: Zentralbild

In dem Alter ist Mutti noch die Allerbeste – mit ein bißchen mütterlicher Mühe ändert sich auch später nichts daran.

Dr. Gerhard Witzlack diesmal mit:

Mutti ist die Beste!

Im vorigen Heft berichteten wir, was unseren Kindern am Vati gefällt und was auf Ablehnung stößt. Heute wollen wir über die Einstellung der Kinder zu ihrer Mutti sprechen, wie sie sich im Aufsatz einer dritten und einer sechsten Klasse widerspiegelt. Zunächst einmal sei festgestellt, daß ausnahmslos von allen Kindern die liebende Fürsorge der Mütter, ihre Mühe bei der Erziehung, ihre Arbeit im Haushalt, die Hilfsbereitschaft bei den Schularbeiten, eine hohe Wertschätzung erfährt. Birgit (3. Klasse) bringt das mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Meine Mutti gefällt mir so gut, daß ich sie immer überall mitnehmen möchte. Mutti macht auch immer Spaß mit uns, und mit mir am meisten. Mutti kocht und wäscht und bäckt Plätzchen für uns. Mutti ist die Beste. Wenn es beim Kaufmann voll ist und Mutti kommt nicht gleich, mache ich mir auch Sorgen!"

Petra (3. Klasse): „Meine Mutti gefällt mir gut. Sie ist sehr nett, und sie hat immer ein gutes Wort für mich. Und weil sie immer im Haushalt alles macht und mir bei den Schularbeiten hilft."
Marion (6. Klasse): „Vor meiner Mutti habe ich sehr große Achtung. Sie arbeitet als Reinigungskraft und hat eine Auszeichnung für gute Leistungen und eine Prämie von 75 Mark bekommen. Zu Hause herrscht ein gutes Verhältnis zwischen meiner Mutti und mir. Wir spielen abends und machen auch viel Quatsch. Meine Mutti geht auch oft ins Kino mit mir. Ich habe an meiner Mutti nichts auszusetzen, denn ich weiß, daß sie es gut mit mir meint."

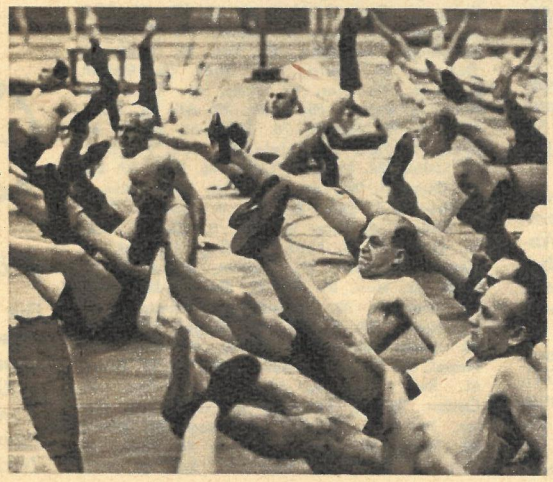
Offensichtlich haben die meisten Mütter einen engeren Kontakt zu ihren Kindern als die Väter. Das zeigt sich in einer stärkeren emotionalen Bindung. Diese gefühlsmäßige Zuneigung wird jedoch mit zunehmendem Alter in einigen Fällen gefährdet, weil „die Mutter dauernd herummeckert" oder „zuviel redet!" Während es bei den Schülern der 3. Klasse fast keine Aussage gab, in der sich Kinder über die „Schimpferei" der Mutter beklagten, häufen sich derartige Äußerungen in der 6. Klasse, wobei sich einige Kinder bereits recht verständnisvoll gegenüber dieser Schwäche zeigen, wie aus dem Aufsatz von Heidrun zu entnehmen ist: „An meiner Mutti gefällt mir nicht, wenn sie wütend ist. Manchmal schimpft meine Mutti auch mit mir. Aber wenn sie mit dem Schimpfen fertig ist, kann sie sehr nett werden."
Ähnlich äußert sich Michael: „Wenn ich mal eine Dummheit gemacht habe, dann schimpft meine Mutti ganz doll. Aber ich weiß, daß sie es nicht so meint und meist recht hat. Vor allem weiß ich, daß sie es gut mit mir meint."
Derartige Beispiele könnten wir noch viele anführen. Da ich oft beobachten muß, daß viele Mütter die Tendenz haben, bei der Durchsetzung von berechtigten Forderungen „zuviel zu reden", was mitunter auch zu Konflikten zwischen den Eltern führen kann, möchte ich zu dieser Feststellung noch einige Bemerkungen anführen. Bei einem Besuch wandte sich die Hausfrau nach einigen vergeblichen Aufforderungen, der Sohn solle sich ausziehen, leicht verärgert an den Vater und sagte: „Ich habe nun schon fünfmal gesagt, Peter soll ins Bett gehen, und du hörst dir das an und sagst nichts!" Der Vater antwortete sarkastisch: „Woher soll ich denn wissen, daß er bei der sechsten Aufforderung gehorchen soll?!" Sicher hat der Vater nicht richtig reagiert, aber das eigentliche Problem wird bei diesem Beispiel sehr deutlich. Die Tendenz, eine Forderung durchzusetzen, indem sie häufig wiederholt wird, führt dazu, daß sich die Kinder daran gewöhnen, die Aufforderung nicht ernst zu nehmen. Sie „schalten auf Durchzug", wie mir ein Schüler einmal erklärte, und folgen erst dann, wenn die Mutter ärgerlich oder gar wütend wird, was ebenfalls zur Gewohnheit werden kann und dann wiederum an Wirksamkeit verliert. Den Schaden haben alle Familienmitglieder, weil dann leicht eine gereizte Atmosphäre entsteht.
Deshalb sei an dieser Stelle nochmals gesagt: Wir müssen uns jede Forderung, die wir an das Kind stellen, gut überlegen, aber wir müssen auch konsequent darauf achten, daß sie beim ersten Mal oder allenfalls nach einer zusätzlichen Aufforderung ausnahmslos befolgt wird. Auch daran können wir unsere Kinder gewöhnen; das viele Schimpfen erübrigt sich dann.

Foto: Klaus Morgenstern

Kennen Sie sich aus?

Vor dreizehn Jahren fanden sich zum ersten Mal eine Anzahl von Altersturnern in der Altersabteilung der HSG Wissenschaft DHfK Leipzig zusammen, um regelmäßig Sport zu treiben. Heute sind zu den ersten Mutigen bereits über zweihundert Männer gekommen, die sich an den wöchentlichen Übungsstunden beteiligen und sich zur Zeit auf das größte diesjährige sportliche Ereignis in unserer Republik vorbereiten. **Wie heißt es, und wo wird es stattfinden?**

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 21. März 1969 auf einer



Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 12) an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Str. 14b.

Zur Auslosung kommen:

1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

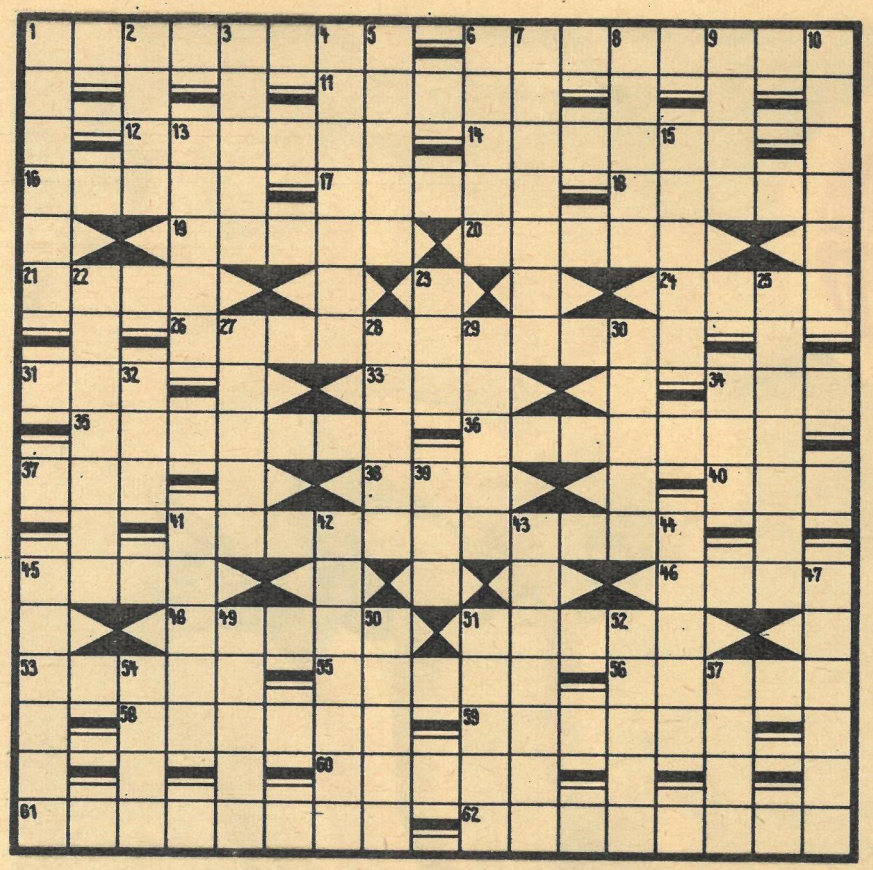
Lösung DDR-Quiz 8: Bezirk Suhl.

Es gewannen **50 Mark:** Familie Fritz Fahre, Karl-Marx-Stadt;
je 10 Mark: Dorle Blumstock, Sondershausen; Kirsten Riese, Premnitz; Dieter Wolf, Espenhain; Annelie Griesbach, Dresden; Dorothee Ferschke, Warnemünde.

Foto: Zentralbild

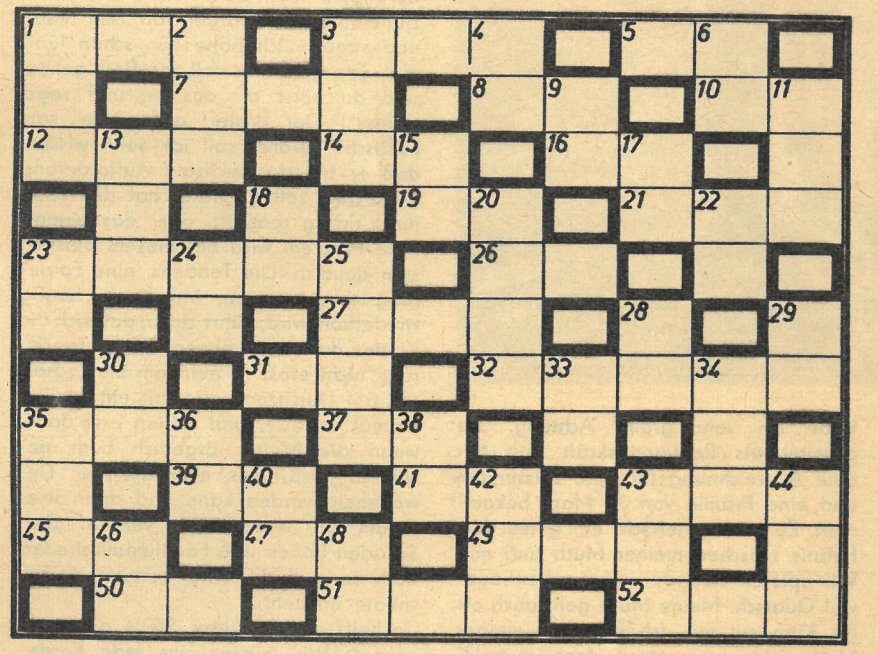
WOCHENEND magazin

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. negroides Volk in Nordwestafrika, 6. Steinfrucht, 11. Monat, 12. Tagfalter, 14. Angehöriger eines Hirtenvolkes, 16. Behälter, 17. Nebenfluß der Donau, 18. Beweisstück, 19. Absonderung der Leber, 20. Niederschlag, 21. Vogel, 24. Anrede, 26. Schmuckstein, 31. Ferment des Wiederkäuermagens, 33. Bergrücken in Niedersachsen, 34. Wurfspieß, 35. größter See Mitteleuropas, 36. zwerghafte Menschen in Südostasien, 37. Teil des Auges, 38. englische Biersorte, 40. längster Strom der Erde, 41. höchste Erhebung in der DDR, 45. ostasiatische Kleinmünze, 46. sowjetischer Filmregisseur (Leninorden), 48. Eruptivgesteine, 51. durchschnittlicher Witterungsablauf, 53. Pflanzenwelt, 55. Zurechtweisung, 56. Männername, 58. sowjetischer Schriftsteller („Die steinerne Blume"), 59. italienischer Maler († 1793), 60. Stichwaffe, 61. Spinnenart, 62. Komponist der Oper „Zar und Zimmermann".

Senkrecht: 1. sonnennächster Planet, 2. Nebenfluß der Donau, 3. italienische Stadt, 4. Titelgestalt eines Werkes von Bert Brecht, 5. Stadt in Polen, 6. Hauptbestandteil des Terpentinöls, 7. Stadt in Italien, 8. deutscher Schriftsteller († 1910), 9. Insektenfresser, 10. Flugzeughalle, 13. Wasserstandsmesser, 15. Hauptstadt von Indien, 22. Halbinsel in Südwestasien, 23. Universum, 25. chemisches Element, 27. Begründer der armenischen revolutionären Prosa († 1964), 28. Richterkollegium, 29. Beleuchtungskörper, 30. Halbaffe, 32. Körperreinigung, 34. Träger von Erbanlagen, 39. dichterisch für Löwe, 41. Mittelgebirgszüge in der ČSSR, 42. Siebenpolröhre, 43. italienische Provinzhauptstadt, 44. Großspiel beim Skat, 45. Gemütsbewegung, stärkere Erregung, 47. Teil der Woche, 49. Führer eines Kosakenaufstandes 1670/71 in Rußland, 50. russischer Männername, 51. bekannter Chor- und Orchesterleiter, NPT, 52. französischer Revolutionär (ermordet 1793), 54. gastronomischer Beruf, 57. zeltartige Behausung der Prärieindianer.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. italienisch-russischer Baumeister des Barocks, 3. Futterpflanze, 5. Zusammenbruch, 7. Fluß zum Baikalsee, 8. westliche Halbinsel Großbritanniens, 10. Viereck, 12. Anlage zur Kochsalzgewinnung, 14. Dramengestalt bei Ibsen, 16. Rohform einer Plastik, 19. Trockengerüst, 21. englischer Maler und Radierer († 1827), 23. Fernsehen, 26. Fracht, 27. eine der Gesellschaftsinseln, 31. Papageienart, 32. Entwicklung des Einzelwesens, 35. Stadt in der RSFSR, 37. englischer utopischer Sozialist, 39. Masseeinheit, 41. Hauptstadt von Colorado (USA), 43. Rauschgift, 45. Nagetier, 47. altes russisches Zupfinstrument, 49. sowjetischer Kosmonaut (†), 50. Leiter einer Hochschule, 51. sowjetischer Bildhauer, 52. Lehrmeinung.

Senkrecht: 1. Provinzhauptstadt auf Sizilien, 2. hervortretender Mauerstreifen, 3. südschweizerische Stadt, 4. Abfluß des Ladogasees, 6. peruanisches Herrschergeschlecht, 9. griechische Insel, 11. weltberühmter Sänger und Friedenskämpfer, 13. Teil der Wasserwaage, 15. Funkmeßverfahren, 17. russischer Komponist und Musikschriftsteller († 1871), 18. weiblicher Vorname, 20. Beziehung, Verhältnis, 22. geografischer Begriff, 23. Hafen in Ghana, 24. Sichtvermerk, 25. Provinz in Kanada, 28. Zwischenraum, 29. Fußteil, 30. sozialistischer deutscher Dichter († 1967), 33. Republik in Westafrika, 34. USA-Staat, 35. Berg in Armenien, 36. Gliedstaat der Schweiz, 38. Segelmanöver, 40. äthiopischer Herrschertitel, 42. Vorrichtung an Ottomotoren, 43. Rosine, 44. Beleidigung, 46. Fluß im Vorland des Kaukasus, 48. Hauptstadt von Peru.

Rätsellösung aus Heft 11

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Gleichberechtigung, 14. Manet, 16. Aida, 18. Ulanowa, 20. Grundig, 24. Weigel, 26. Knorr, 28. Bein, 29. Kahn, 31. Ota, 32. Hockauf, 33. Ob, 34. Bild, 37. Plan, 38. Leo, 40. Urne, 41. Karusseit, 45. Alaun, 46. Erde, 48. Eos, 50. Ischl, 51. Benario, 54. Betrag, 55. Kadi, 58. Geber, 59. Bon, 60. Tier, 62. Step, 63. Curie, 64. Arve, 65. Report, 68. Lachs, 70. Ali, 72. Nora, 74. Lot, 75. Moore, 78. Sekt, 81. Inber, 84. Janz, 85. Flak, 88. Thiele, 90. Rue, 91. Thar, 92. Urlati, 94. Mai, 95. Lunik, 96. Dau, 97. Eis, 98. Gummel, 99. Tas, 100. Niet, 101. Zetkin. — **Senkrecht:** 1. Emu, 2. Gna, 3. Lenk, 4. Eton, 5. Charta, 6. Bug, 7. Rau, 8. Cid, 9. Tag, 10. Gewebe, 11. Nain, 12. Gig, 13. Sal, 15. Alma, 17. Deal, 19. Wooler, 21. Rion, 22. Nike, 23. Irun, 25. Ei, 27. Ranke, 28. Bolte, 29. Kauniste, 30. Honecker, 35. Ibarruri, 36. Danegger, 39. Oasen, 42. Riegel, 43. Stab, 44. Epirus, 46. Elk, 47. DFD, 49. Oboe, 52. Nepal, 53. Recht, 56. Aporie, 57. Ist, 59. Bison, 61. Ren, 64. Ale, 66. Po, 67. Ran, 69. Cotton, 70. Ar, 71. Reh, 73. Leuna, 75. Marat, 76. Ozu, 77. Tat, 78. Steg, 79. Kimm, 80. Team, 82. Brut, 83. Reis, 84. Jade, 85. Flit, 86. Lask, 87. Kinn, 89. Lie, 93. Ree.

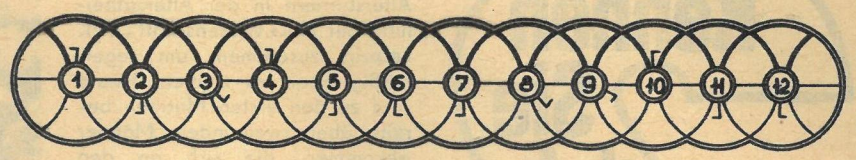
Silbenrätsel

a a ar ba bi bra bu chel chi cle de dem der din dvo ei en er er er er ex fahr gan ger gi go go hä hel her i im kir kun lam land land laub lax li ling mi ness ni ni ni nik nis nus o on on pel per pre pres ra ra řák re re ri ri ros rous se sè se seau sek set si si ski so sput strow tan tar te te ter ti ti twin u um ve wisch xas

Es sind einunddreißig Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben – von oben nach unten gelesen – einen Ausspruch und seinen Verfasser ergeben.

1. Angehöriger eines mohammedanischen Ordens, 2. Vogel, 3. französischer Schriftsteller und Philosoph († 1778), 4. Abteilung, Gruppe, 5. Hafenstadt in Ohio (USA), 6. Nordseeinsel, 7. italienischer Filmregisseur, 8. meteorologische Linie, 9. was jeder Kraftfahrer benötigt, 10. Kombination von Pullover und dazu passender Jacke, 11. italienischer Maler († 1899), 12. zweisitziges Fahrzeug, 13. Metall der seltenen Erden, 14. Fisch, 15. isländischer Schriftsteller, 16. Sachverständiger, 17. Hafenstadt in Oberitalien, 18. Eindruck, Empfindung, 19. Zeitabschnitt, 20. Hunderasse, 21. tschechischer Komponist († 1904), 22. Inselgruppe, 23. spanisch: Gebirgskette, 24. Titel eines Balletts von Werner Egk, 25. Planet, 26. Saiteninstrument, 27. Käferlarve, 28. Wildhund, 29. Hafenstadt in der VAR, 30. sowjetischer Erdsatellit, 31. russischer Dramatiker († 1886).

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31



Wörter in Kreisen

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angegebenen Richtung um das Zahlenfeld.

1. Urteil, Anordnung, 2. Samenkapsel, 3. niederdeutscher Schriftsteller („Kein Hüsung"), 4. Personenvereinigung, 5. Zeichengerät, 6. Gehege zum Wildtierfang, 7. Geröllablagerung durch Gletscher, 8. sportlicher Wettkampf, 9. Auseinandersetzung, 10. Stadt an der Adriaküste, 11. wichtigster Hafen Griechenlands, 12. tropische Pflanze.

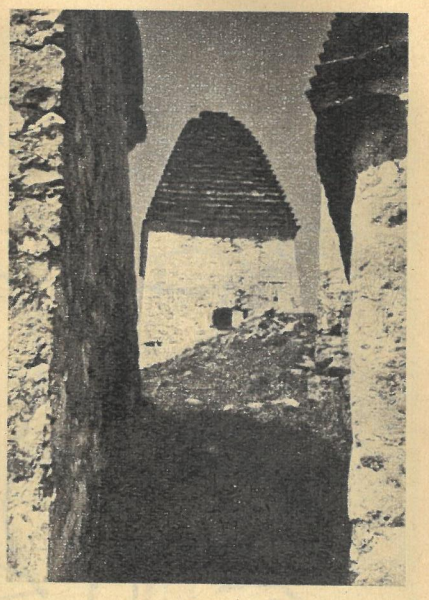
Die Buchstaben der oberen, stark umrandeten Felder ergeben den Begriff für die gesellschaftliche Stellung eines Staates.

Die Totenstadt in der Kobaner Schlucht

Jahrhundertelang hielten sich die Osseten – heute Bewohner einer autonomen Republik – in den unzugänglichen Felsschluchten des nördlichen Kaukasus verborgen, bauten eine eigenständige und eigenartige Kultur auf, von der diese Totenstadt am Flusse Giseldon – übersetzt „Blutfluß" – Zeugnis ablegt.

Die Osseten sind eines der ältesten kaukasischen Völker. Schon im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung werden sie in griechischen und byzantinischen Quellen erwähnt. Ihre Vorfahren waren die sagenhaften Skythen, Sarmaten und Alanen, deren Geschichte noch weiter zurückgeht.
Im 14. Jahrhundert hatten die Alanen ein großes Reich errichtet, das vom Nordkaukasus bis Rostow am Don reichte. Damals fielen die Mongolen ein, drangen nach Westen vor und verwüsteten das Land. Massenweise wurden die tapfer gegen sie kämpfenden Alanen massakriert. Der Anführer der Goldenen Horde, Tachtamysch, den später Dmitri Donskoi am Don besiegte, wollte die Osseten total ausrotten. Vor ihm flohen sie in die schützenden Berge, in drei unzugängliche Schluchten, und errichteten dort ihre Auls, ihre Dörfer. Jeden Aul bauten sie zur Festung aus. Sie wollten weiter nach Süden, aber da standen die Georgier und ließen sie nicht durch. So blieben sie eingekeilt stecken. Trotzdem vollbrachten sie das Wunder, zu überleben; selbst als vor 500 Jahren die Pest ausbrach und das einst so stolze Volk noch mehr dezimierte, da bewahrten sie es vor der völligen Vernichtung, indem sie für die Pestkranken Totenstädte bauten. Dorthin gingen sie, wenn sie Anzeichen der grausigen Seuche verspürten, um isoliert von den anderen zu sterben. Eine humane Selbstaufopferung!

Die Totenstadt in der Kobaner Schlucht ist eine der größten in Ossetien. Sie wurde als heilige Stadt verehrt und – gemieden. Dieser Ort der Schatten im gleißenden Sonnenlicht war ein Ort der Ruhe im pfeifenden Wind, der hier nur aus einer Richtung weht. Alle Eingänge der Häuser dieser Stadt, die sich an einem vorspringenden Berg hinaufzieht, sind diesem Winde zugekehrt. Auch das war eine kluge Maßnahme, um die Ausbreitung der Seuche zu verhindern, denn in Windrichtung hinter den Totenhäusern liegen nur die Schneegipfel der Berge. Jedes Haus hat nur einen Eingang, ein Loch, in das der Todgeweihte kriechen mußte, hin zu den anderen, die schon tot waren oder gerade starben. Heute noch liegen die Skelette und Schädel übereinandergeschichtet, braun im Lampenlicht die Knochen, von trockener Haut umgeben. Denn der ewig wehende Wind bewirkte die schnelle Mumifizierung der Toten, so daß kein Geruch die Wölfe und Aasgeier herbeilocken konnte. Auch das war weise bedacht von den Baumeistern dieser architektonisch so eindrucksvollen Grüfte, die heute noch festgefügt stehen wie vor einem halben Jahrtausend. Welche Art von Mörtel verwendet wurde, weiß niemand, aber er ist so fest wie Eisenbeton.
Die alten Gemäuer stehen unter Denkmalschutz, als wertvolles Zeugnis der tragischen Geschichte des ossetischen Volkes, das erst nach der Oktoberrevolution wieder herabstieg aus jenen Schluchten, in die es vor 500 Jahren geflüchtet war. Jetzt bewohnen die Osseten wieder das Vorland des Kaukasus, errangen die Autonomie, die Gleichberechtigung unter den über hundert Völkern der Sowjetunion. Sie zählen zwar nur eine halbe Million Menschen, aber ihre Zahl wächst stetig. Die Bewohner der Bergauls haben in der Ebene Städte gegründet, wie Digora oder Alagir, sie entwickelten die einstige Zarenfestung Wladikawkas zur modernen Hauptstadt Ordshonikidse. So sind sie – einst verurteilt zum Untergang – trotz allem wiedererstanden, sie öffneten die Schluchten sich selbst und den anderen. Und das Zauberwort, das „Sesam" dazu hieß: Sowjetmacht.



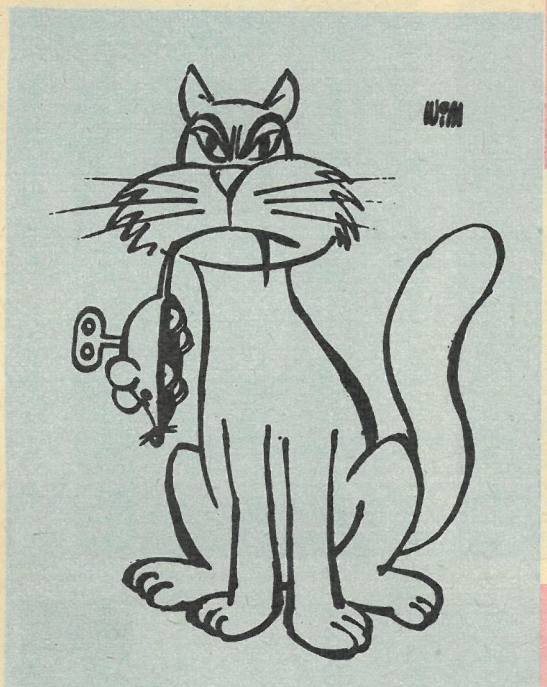
Horst Grothe

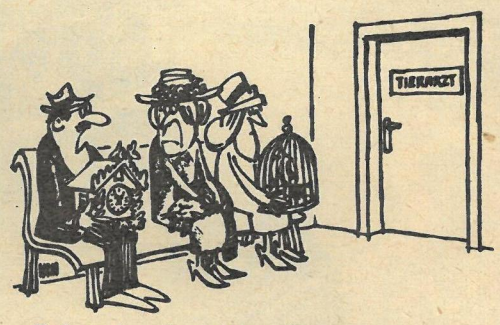
Fotos: Arnhold, Grothe

WOCHENEND magazin

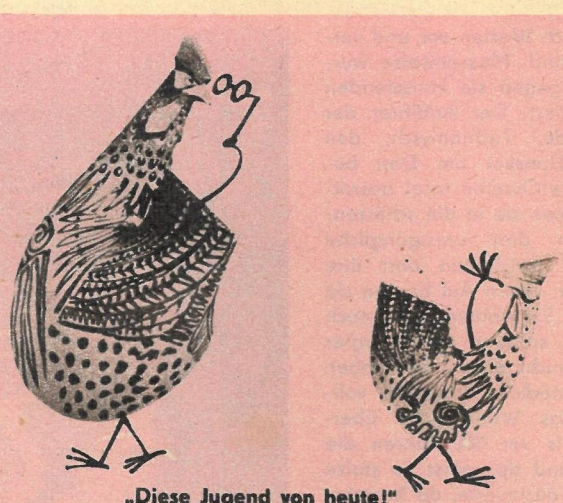
Willy Moese

Viechereien





„Er hat einen furchtbaren Keuchhusten!"



„Diese Jugend von heute!"

„Nein, zwitschern kann er nicht!"